1,60 DM / Band 206
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Vampirnest

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Das Vampirnest

John Sinclair Nr. 206

von Jason Dark

erschienen am 15.06.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Vampirnest

Vor Angst bekam die Frau kein Wort heraus. Sie stand auf der Treppe, das Gesicht verzerrt, die Hände halb erhoben und zu Fäusten geballt. Das grau gewordene Haar hing ihr in die Stirn, die Augen waren verdreht, und der Wind hatte ihr Frisur aufgelöst, so daß die Haare wirr ins Gesicht fielen. Ich stürmte als erster die Treppe hoch. Suko folgte langsamer und deckte mir den Rücken. Die Lampe über der offenstehenden Tür ließ das Gesicht gelblichbleich erscheinen. Die Haut erinnerte mich an erstarrtes Fett.

»Wo ist er?« rief ich.

Die Frau gab keine Antwort.

Erst als ich sie an der Schulter rüttelte, erwachte sie aus ihrer Erstarrung. »Im Keller…im Keller…er…hat sich aufgehängt und lebt. Ja, er lebt…« Sie schrie und schüttelte den Kopf.

Suko stand schon neben mir. Er redete beruhigend auf die Frau ein, während ich meine Beretta zog und das Haus betrat. Ein düsterer Flur nahm mich auf, denn die Frau hatte vergessen, das Licht einzuschalten.

Sie hatte von einem Keller gesprochen, und ich sah auch den Schatten einer zweiten, offenstehenden Tür.

Das Schreien hinter mir hatte aufgehört. Suko war es gelungen, die Frau zu beruhigen.

Ein lebender Gehängter!

Es gab nur zwei Möglichkeiten. Entweder war das eine ausgemachte Lüge oder eine Tatsache. Wir hatten an sich nur durch Zufall davon Kenntnis bekommen.

Suko und ich hatten uns auf der Fahrt vom Büro nach Hause befunden.

Es war ein wenig spät geworden, da wir beide an diesem Tag Abschlußberichte und Akten aufgearbeitet hatten. Dazu waren wir in letzter Zeit nicht gekommen, denn die vergangenen drei Fälle führten uns durch halb Europa. Vor zwei Tagen noch hatte ich in Hamburg einen Wertiger erledigt. Es war ein Fall gewesen, der meinem deutschen Freund Will Mallmann fast das Leben gekostet hätte. Der Kommissar war angeschossen worden, allerdings nicht lebensgefährlich verletzt.

Davor hatten wir uns in Spanien und Korsika herumgetrieben und nur Teilsiege errungen, was uns nachträglich noch ärgerte. Die Vernichtung des Wertigers war wieder ein echter Erfolg gewesen.

Klar, daß in London die Arbeit liegengeblieben war. Nach einem ausführlichen Bericht bei Sir James, unserem Chef, hatten wir uns in die trockene Schreibtischarbeit gestürzt. Dort häufte sich soviel, daß es zwangsläufig später wurde, und fertig waren wir noch immer nicht.

Glenda hatte uns mit Kaffee und Tee versorgt, so daß dieser Tag wenigstens ein wenig erträglicher geworden war.

Und dann erreichte uns der Hilferuf. Wirklich ein Zufall und nur dadurch entstanden, daß Suko unser Funkgerät auf die Polizeifrequenz geschaltet hatte. So hörten wir mit, daß von der Zentrale ein Wagen losgeschickt werden sollte, weil eine Frau um Hilfe gebeten hatte. Die Stimme sollte sehr panikerfüllt geklungen haben.

Wir befanden uns in der Nähe des Anrufers und wollten die uniformierten Kollegen unterstützen, denn wir brauchten nur zwei Straßen weiterzufahren, um an das Ziel zu gelangen.

Soweit die Vorgeschichte, die mir durch den Kopf ging, während ich

mich innerhalb des düsteren Flurs auf die Kellertür zu bewegte. Ihr Schatten malte sich vergrößert an der Wand ab. Das aus dem Keller dringende Licht sorgte dafür, daß der Türschatten entstehen konnte.

Auf der Schwelle blieb ich für einen Moment stehen, stützte mich mit der freien Hand am Rahmen ab und lauschte in den Keller hinein.

Dort war alles still.

Hatte die Frau gelogen?

Nachsehen schadete nichts. So schlich ich auf Zehenspitzen die alte Steintreppe hinunter. Ein Handlauf befand sich an der Wand. Er war mit grauer Eisenfarbe gestrichen. So grau wie auch die Wände. Ich nahm den Geruch von Kohlen und Ruß wahr.

Der Kellerflur war sehr schmal. Nur eine Tür führte rechts von ihm ab.

Auch sie war nicht geschlossen und bestand aus roh zusammengehauenen Bohlen.

Wenn der Keller ein Geheimnis barg, dann sicherlich hinter dieser Bohlentür. Ich mußte mich an ihr vorbeidrücken, denn sie berührte fast die Wand.

Ich blieb so stehen, daß ich in den Keller hineinpeilen konnte. Zuerst sah ich nichts, im Gegensatz zum Flur brannte dort nämlich kein Licht. Als sich meine Augen an die Düsternis gewöhnt hatten, da machte ich eine Gestalt aus.

Eine schattenhafte Gestalt…

Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken, denn ich sah, daß die Gestalt keinen Kontakt mit dem Boden hatte. Sie hing wirklich von der Decke. Die Frau hatte nichtgelogen.

Ich tat erst einmal gar nichts. Wenn der Mann sich aufgehängt hatte, konnte ich sowieso nichts mehr tun. Dann hing er dort sicherlich mehr als zehn Minuten, so lange hatte es bestimmt zwischen der Entdeckung seiner Tat und unserem Eintreffen gedauert.

Mit der linken Hand holte ich meine kleine Bleistiftleuchte hervor. Sie hatte mir sehr gute Dienste erwiesen und so manch unheimliche Stätte erleuchtet.

Der Strahl war zwar dünn, doch seine Stärke reichte aus, um den Gehängten zu erfassen. Ich hatte ein wenig zu niedrig gehalten, sah zwei schwarze, dicht nebeneinander in der Luft stehende Schuhe, erkannte, als ich den Strahl weiter hoch wandern ließ, eine dunkelgraue Hose mit einem ausgefransten Gürtel, ein buntes Hemd und eine Fellweste.

Die Arme des Gehängten baumelten reglos zu beiden Seiten des Körpers herab.

Noch ein wenig höher wanderte der Strahl. Drei Knöpfe des Hemds standen offen, ein Stück Hals konnte ich sehen, und im nächsten Augenblick das bleiche Gesicht.

Es war ein makabrer Anblick. Die Augen des Gehängten waren so verdreht, daß ich das Weiße sehen konnte. Die Haut wirkte seltsam bleich, irgendwie teigig. Der Mund stand halboffen. Allerdings konnte ich nicht in ihn hineinschauen, denn die Zunge hing ein Stück hervor.

Der Mann selbst hing an einem eisernen Haken, der in der Decke befestigt war und aussah wie ein verrostetes Fragezeichen.

Jetzt konnte ich die Frau verstehen, daß sie so einen übergroßen Schreck bekommen hatte.

Zwei Schritte machte ich in den Keller hinein. Erst jetzt sah ich die Schlinge genauer. Sie bestand nicht aus festem Hanf, sondern aus dünnem, hautfarbenem, starken Nylon, so daß sie aus größerer Entfernung nicht zu sehen war.

Wenn ich mich reckte, konnte ich mit dem Messer den Gehängten losschneiden.

Als ich den dritten Schritt nach vorn gehen wollte, da bewegte sich der Gehängte. Bei den Händen fing es an. Sie schlossen sich zu Fäusten, gleichzeitig fuhr die Zunge zurück in den Mund, und ein Röcheln drang über die bleichen Lippen, die der »Tote« allerdings zu einem bösen Lächeln zurückzog.

Er gab damit den Weg frei für sein hervorstechendes Merkmal.

Es waren zwei Vampirzähne!

***

Sie träumten von einer Allianz der Vampire!

Sie das waren Pamela, Barbara Scott, auch Lady X genannt, und Vampiro-del-mar, der sich selbst als Kaiser der Blutsauger bezeichnete.

Zunächst allerdings mußten sie die schweren Rückschläge verdauen. Aber nicht nur sie, auch die übrigen Mitglieder der Mordliga hatten daran zu knacken, wie ihr Chef Solo Morasso, der den Namen Dr. Tod trug.

In der letzten Zeit hatte es ihn und seine schreckliche Bande fürchterlich erwischt.

Eigentlich hatte es so kommen müssen, denn alles lief darauf zu. Schuld an der Misere war Dr. Tods Machthunger gewesen. Er hatte es nicht mehr mit ansehen können, daß Asmodina stärker war als er, und er legte alles darauf an, um es zu einem entscheidenden Kampf kommen zu lassen. Das war geschehen, nachdem er sich der Rückendeckung des Spuks versichert hatte. Solo Morasso und seine Mordliga griffen Asmodina an.

Es war ein Kampf gewesen, in dem auch der Geisterjäger John Sinclair noch kräftig mitmischte. Beide Seiten hatten Federn lassen müssen. Die Seite, die verlor, war Asmodina. Mit dem silbernen Bumerang war es Solo Morasso gelungen, der Teufelstochter den Kopf abzuschlagen.

Aber sie hatte zuvor Marvin Mondo erledigt, er fand seinen Tod in glühender Vulkanerde, und auch Maddox, der Dämonenrichter, war umgekommen. Dieser nicht durch Morasso, sondern durch John Sinclair.

Die große Entscheidung, die so richtig keine gewesen war, hatte im Zentrum des Schreckens stattgefunden, und nach dem Kampf waren Morasso, Xorron, Vampiro-del-mar, Lupina und Lady X wieder zurück in die normale Dimension, sprich Erde, gekehrt. In ihrem Versteck auf Feuerland leckten sie ihre Wunden.

Von einer großen Niederlage erfuhren sie erst jetzt.

Tokata, der Samurai des Satans, existierte nicht mehr.[1]

Sein Feind aus uralten Zeiten, der goldene Samurai, hatte ihn getötet.

Das war der härteste Schlag für Dr. Tod und seine Mordliga gewesen, noch härter als Mondos Tod und der Verlust des Bumerangs.

Morasso hatte an Ansehen verloren.

Vor allen Dingen bei seinen Vasallen. Sie verfolgten ihn und seine Pläne sehr genau. Sie achteten darauf, was er tat, wie er sich benahm und welche Aktivitäten er zukünftig anstrebte.

Zunächst einmal nichts. Morasso mußte neue Pläne schaffen und sich erholen. Dagegen waren die anderen. Hätte er es nur mit Menschen zu tun gehabt, wäre es vielleicht ein Leichtes für ihn gewesen, diese bei der Stange zuhalten. Nicht bei Dämonen. Sie waren selbst ungemein machthungrig, wollten die Herrschaft, wollten alles haben und nach den letzten Vorkommnissen gehorchten sie Morasso nicht mehr bedingungslos. Jeder wollte sein eigenes Süppchen kochen.

Da war Lupina, die von einer weltumspannenden Vereinigung der Werwölfe träumte und mit der Gründung der Werwolf-Elite so etwas wie einen Anfang hatte machen wollen, was allerdings durch Sinclairs Eingreifen nicht klappte. Aufgegeben hatte Lupina den Plan längst nicht.

Ebenso wie Lady X und Vampiro-del-mar von einer Blut-Allianz der Vampire träumten. Es mußte ihnen einfach gelingen, sämtliche Blutsauger der Welt unter ihre Kontrolle zu bekommen, damit sie zu einer Geißel der Menschheit werden konnten.

Xorron träumte von den Ghouls und Zombies. Auch davon gab es genügend auf dem Erdball. Irgendwann würde er sie zusammenholen, um eiskalt zuzuschlagen.

Doch nur Lady X und Vampiro-del-mar hatten den Anfang gemacht.

Denn sie besaßen die besten Vorbedingungen.

Lady X erinnerte sich noch genau an Francis Drusian, den Leiter der Schönheitsfarm, nahe Paris. Diesem Mann war es gelungen, eine Vampirpille herzustellen, und zwar aus dem Blut der Fariacs, was nicht in die Hände der Feinde gefallen war.[2]

Diese Vampirpille unterschied sich allerdings in nichts von einer

normalen, nur die Wirkung war eine andere. Wer sie einnahm, der wurde zum Blutsauger. Allerdings wußten weder Lady X noch Vampiro-del-mar genau, ob die Eigenschaften genau denen entsprachen, die auch ein normaler Mensch zeigte, wenn er von einem Vampir gebissen worden war. Das mußte sich erst noch herausstellen.

Lady X hatte von der brennenden Schönheitsfarm eine Flasche mit den Vampirpillen retten können. Sie brauchte diese brisanten Tabletten nur durch den richtigen Vertriebsweg an den Mann, beziehungsweise Menschen, zu bringen.

Und da wußte sie einen Helfer.

In London lebte ein Mafiaboß, der Solo Morasso und seiner Mordliga bedingungslos ergeben war. Logan Costello hieß der Gangster. Er hatte seine Hände in jedem schmutzigen Geschäft stecken und paktierte zusätzlich noch mit den Mächten der Finsternis.

Auf Solo Morassos Befehl hin hatte er für Xorron vor fast zwei Jahren ein Sarglager errichten lassen. Es lag im Londoner Norden, einem Manövergebiet, das sich Sandhurst Forest nannte. Dort standen noch einige Bunker aus dem letzten Weltkrieg. Zum Teil waren die Eingänge verschüttet, allerdings gab es noch ein paar Anlagen, die man betreten konnte.

Und in einem der Bunker hatte Solo Morasso das Sarglager errichten lassen.

Davon wußte auch Lady X, denn sie war damals dabeigewesen, als es innerhalb des Bunkers zu einer Auseinandersetzung gekommen war und auch John Sinclair kräftig mitgemischt hatte, denn einige der Särge, waren von Ghouls belegt worden.

Der Polizei war es nicht gelungen, Costello das Sarglager wegzunehmen. Es war schließlich nicht verboten, ein solches Lager zu besitzen, denn Costello besaß auch noch ein Bestattungsunternehmen, das er von seinem toten Bruder übernommen hatte.

So griff ein Rädchen ins andere.

Natürlich war Costello bereit, Lady X einige Särge zur Verfügung zu stellen. Sie brauchte die Totenkisten, um die Vampire zu verstecken, die durch die Einnahme der Pillen entstehen würden. Erst wenn sie und Vampiro-del-mar einige dieser Exemplare zusammen hatten, würden sie mit den Blutsaugern zuschlagen.

Die Hälfte der Pillen hatte die geopfert, um sie durch Costello vertreiben zu lassen.

Ein wirklich teuflisches Spiel, zu dem sich die Untoten und der Verbrecher gefunden hatten. Für Lady X und Vampiro-del-mar würde ein kleiner Traum in Erfüllung gehen, wenn es klappte allen Dingen für den Supervampir, denn seine eigentlichen Diener, die ihm vor unendlich langer Zeit zur Verfügung gestanden hatten, waren im Mahlstrom der Geschichte verschollen.

Sie zu finden, hätte momentan eine zu große Arbeit bedeutet, so daß sich beide erst einmal an andere halten wollten. Gemeinsam waren sie auf dem Weg zum Sandhurst Forest.

Am Steuer des Lastwagens saß Lady X. Sie beherrschte dieses Fahrzeug so sicher wie einen Hubschrauber oder eine Sportmaschine.

Daran hatte auch ihr Vampirdasein nichts geändert. Der Drill, den sie als Mensch erlebt hatte, war nicht auszutreiben.

Lady X sympathisierte nicht nur mit den Terroristen, sie hatte zu ihnen gehört. Und sich dort einen Namen gemacht. Sie galt als besonders abgebrüht und kaltblütig. Man konnte ihr die gefährlichsten Himmelfahrtskommandos übertragen. Und den Namen Lady X hatte ihr ein Reporter gegeben.

Wie immer trug sie die Kleidung, in der sie sich am wohlsten fühlte.

Weiches Leder umschmeichelte ihre Figur. Die langen, schwarzen Haare hatte sie zurückgekämmt und im Nacken einem Knoten geformt. Ihre Haut war bleich, die dunklen Augen wie zwei Kohlestücke, und noch etwas hatte sie aus ihrem menschlichen Dasein übernommen.

Das war ihre Waffe.

Wie jeder Soldat sein Gewehr als Braut bezeichnete, so war für Lady X ihre Waffe der Bräutigam. Ein gefährliches Instrument, denn sie verließ sich auch als Blutsaugerin auf die Maschinenpistole. Man hatte Lady X kaum ohne die Waffe gesehen, auch jetzt, als sie hinter dem Lenkrad saß, befand sich die MPi in ihrer Nähe. Sie hatte sie auf den Beifahrersitz gelegt.

Vampiro-del-mar war auch bei ihr. Nur mußte er sich auf der Ladefläche verstecken. Wenn sie aus irgendeinem Grunde mal angehalten wurden,, dann sollte Vampiro-del-mar nicht zu sehen sein, denn er sah aus, wie man sich den Kinderschreck vorstellte.

Verwüstetes Gesicht mit Eiterbeulen und Pickeln, eine Haut, die aufgerissen war. Lange, filzige Haare und immer auf der Suche nach einem schnellen Biß, wie Lady X ihn für sich selbst ebenfalls in Anspruch nahm.

London hatte sie bereits hinter sich gelassen. Das heißt, die verkehrsreiche Innenstadt. Durch Paddington und über die Harrow Road waren sie in Richtung Norden gefahren. Auf den Knien der Vampirin lag eine Karte. Dort hatte sie den Weg eingezeichnet, damit sie ihn nicht verfehlen konnte.

Sie war sicher, daß der große Plan gelingen würde. Die Fariacs sollten nicht umsonst gekämpft haben, denn ihr Blut war es schließlich, aus dem die Pillen hergestellt worden waren. Reste hatte man retten können, jetzt würde sich zeigen, ob die Pillen wirklich so gut waren, wie Lady X annahm. Eigentlich ja, denn das Blut befand sich in ziemlich konzentrierter Form darin…

Künstliche Vampire.
War das nicht ein Traum, der endlich in Erfüllung ging? Sie wollte die Särge mit ihren Dienern füllen, mit künstlichen Vampiren, und auch Dr. Tod konnte sie nicht davon abhalten. Gerade er nicht, denn er hatte sich in letzter Zeit nun wirklich nicht als erfolgreicher Macher gezeigt. Ein paarmal war er böse reingefallen, und Tokatas Ende war wohl sein größter Verlust. Sinclair hatte es allerdings nicht geschafft, den Samurai umzubringen, da hatte schon ein anderer kommen müssen. Morasso war nicht mehr der große Führer, für den er sich selbst hielt und auch gern gehalten werden wollte.
Eine Rebellion kam für Lady X nicht in Frage. Morasso konnte sie immer noch vernichten, aber sie wollte mehr Freiheiten, wie auch Lupina und die anderen. Der einzige, der sich nicht darum scherte war Xorron.
Dieses weißhäutige Monstrum stand voll und ganz auf der Seite des Solo Morasso.
Ein Hinweisschild erschien an der linken Straßenseite. Ein hellerer Fleck in der Dunkelheit, mehr nicht. Es war schnell vorbei.
Weiter.
Lady X peilte auf die Karte. Irgendwann mußte sie ab und war wirklich überrascht, daß sie die Stelle schon fast erreicht hatte. Sie schaltete zurück, der Wagen wurde langsamer, und dann sah sie schon die schmale Straße, die in das Gebiet des Sandhurst Forest führte, wo manchmal große Manöver abliefen.
Das Licht der beiden Scheinwerfer schnitt zwei helle Streifen in die Dunkelheit. Schnurgerade führte die Straße in das Areal hinein. Wo der Scheinwerferteppich sich verlor, schien eine dunkle Wand zu lauern, die jedoch immer mehr zurückgedrängt wurde, je weiter der Wagen fuhr.
Die Straße war von den Militärs angelegt worden. Allerdings nur so weit ausgebaut, bis eine Barackenanlage links des Weges erschien. Die Straße führte an der Anlage vorbei, auch herum, danach wurde sie zu einem Weg.
Kein Asphalt, kein Kopfstein. Die schweren Reifen des LKW's wühlten jetzt den Sandboden auf, und die Bäume wuchsen enger zusammen, so daß sie fast die Dichte eines Waldes bildeten.
Lady X fuhr ohne Rücksicht auf Verluste. Es kümmerte sie nicht, daß Äste und Zweige gegen das Führerhaus peitschten und auch gegen Scheiben und Ladefläche kratzten.
Sie war sowieso schon spät dran und mußte sich beeilen. Costello sollte nicht warten. Er hatte versprochen, persönlich zu erscheinen, und das verlangte Lady X auch.
Sie lenkte den Wagen in eine große Kurve. Die hellen Lichttunnel wanderten mit. Kahle Baumäste sahen aus wie dunkle, gespenstische

Arme. Der Boden war weich. Eine Laubschicht bedeckte ihn. Es war in den langen Wintermonaten gefault. Die Reifen wühlten Dreck und Schlamm hoch. Es hatte am gestrigen Tag gefroren, danach getaut, so daß der Untergrund tief und weich war.

Vampiro-del-mar wurde auf der Ladefläche ziemlich durchgeschüttelt.

Das machte dem Kaiser der Blutsauger nichts aus. Er war härtere Dinge gewohnt. Tausende von Jahren hatte er auf dem Meeresgrund gelegen, versteckt unter Steinen und wahren Gebirgen von Sand und Erde.

Nach der Kurve führte der Weg einen rangen Abhang hinunter. Die schweren Räder holperten über Baumwurzeln. Die Maschinenpistole auf dem Beifahrersitz begann zu tanzen und zu rutschen. Lady X mußte die Waffe festhalten, sonst wäre sie von der Kunststoffpolsterung geglitten.

Der Himmel war düster. Lange Wolkenberge verdeckten das Licht der Sterne. Manchmal stand auch ein leichter Dunstschleier über dem Boden. Die Fahnen quirlten dann im Licht der Scheinwerfer.

Noch ein Licht sah sie.

Es stand über den Scheinwerfern und weiter vor ihr. Es bildete plötzlich einen Kreis.

Das Zeichen!

Jemand bewegte eine Taschenlampe in die Runde. So war es abgesprochen. Lady X lächelte kalt. Costello hatte sein Versprechen gehalten, und das war wirklich gut. Wenn es um verbrecherische Pläne ging, konnte man sich auf ihn verlassen.

Lady X wußte nicht, ob er bereits von Dr. Tods Teilsieg und Teilniederlage gehört hatte. Sie beschloß auf jeden Fall, ihm nichts zu sagen. Wenn er das Gespräch von selbst darauf brachte, okay, sie würde nicht mit diesem Thema beginnen.

Sie fuhr langsamer.

Der Wald um sie herum lichtete sich. Die Bäume verschwanden wie Schatten, die vom Licht aufgelöst wurden. Zwei lange Scheinwerferbahnen stachen vor ihr in die Dunkelheit. Jemand hatte bei einem Wagen das Licht eingeschaltet.

Lady X ließ den LKW ausrollen. Ein weiteres Scheinwerferpaar durchstieß die Dunkelheit, und im Kreuzlicht der vier Strahlen erkannte Lady X fünf Männer.

Sie grinste Costello kam nie allein. Trotz seines gepanzerten Fahrzeugs brachte er immer seine Leibwächter mit. Das hatten Gangsterbosse eben so an sich. Man mußte sich damit abfinden, wenn man mit ihnen zusammenarbeitete.

Die Scott fuhr um die Wagen herum und sah auch den mächtigen Betonbunker, wo die Särge lagerten. Die Bullen hatten Costello damals

nichts anhaben können. England war ein freies Land.
Jeder konnte Särge kaufen soviel er wollte, vorausgesetzt, er besaß das nötige Kleingeld wie Logan Costello.
Sie stoppte.
Die Scheinwerfer ließ sie brennen, als sie die Tür öffnete und ausstieg.
Ihre Bewegungen waren geschmeidig, nicht so wie die eines Menschen, der lange hinter dem Steuer gesessen hatte.
Die fünf Leibwächter schauten sie an. Es waren kräftige Männer mit harten Gesichtern. Man sah ihnen an, daß sie eine gute Schulung hinter sich hatten. Rücksicht kannten sie nicht. Sie waren auf, Gewalt programmiert.
Die Scott blieb stehen und stemmte beide Arme in die Hüften. »Wo ist der Chef?«
Einer der Männer spreizte den Daumen ab und deutete auf den gepanzerten Mercedes 600. »Er wartet bereits auf dich.«
Die Scott nickte, ging auf den Wägen zu und durchquerte dabei einen Lichtstreifen. Ihr Gesicht schimmerte noch bleicher. Sie hatte die Lippen zurückgezogen, und die beiden Eckzähne, ihr Markenzeichen, waren deutlich zu sehen.
Die Fondtür schwang auf. Lady X sah einen Arm und die Hand, die sich aus dem Ärmel geschoben hatte. Sie duckte sich und nahm neben Costello Platz. Ihre MPi hatte sie mitgenommen. Die Waffe legte sie quer über die Knie.
»Schließen Sie die Tür!« sagte Costello.
»Warum so förmlich?«
Lady X grinste. »Wegen der Leute.«
Sacht fiel der Wagenschlag ins Schloß. Costello schaltete eine kleine Lampe ein und holte aus der Kühlbox ein beschlagenes Glas. »Möchtest du einen Wein?«
»Nein.«
Der Mafioso hob die Schultern. Er selbst schenkte sich ein Glas ein, hob es an, nickte Lady X zu und trank, wobei er den Kopf zurücklegte und die Augen halb geschlossen hielt.
»Das tut gut«, sagte er. Einen letzten Tropfen leckte er sich noch von der Oberlippe.
Costello sah aus wie immer. Er trug einen dunklen Mantel und auf dem Kopf einen Hut. Die Lampe gab nicht sehr viel Licht. Beide Gesichter lagen im Schatten. Bei Costello kam hinzu, daß die Hutkrempe ein wenig nach unten gebogen war.
»Wie sieht der Vertrieb der Pillen aus?« Lady X kam sofort zur Sache.
»Eigentlich recht gut.«
»Was heißt das?«
Costello grinste. »Ich weiß nicht, ob du die Bedingungen kennst, aber

es ist auch für mich sehr schwierig, die Pillen an den Mann zu bringen. Erstens sind es nur wenige, und die offiziellen Vertriebswege werden durch alteingesessene Firmen verstopft, so daß ich da auf die Schnelle nicht reinkommen kann.«

»Das interessiert mich nicht. Ich will wissen, wie dein Vertrieb aussieht.«

»Ich habe da eine Möglichkeit gefunden, und tatsächlich alle Pillen an den Mann gebracht.« Er steigerte die Spannung und nahm einen Schluck Wein, bevor er weitersprach. »Es gibt einige Ärzte in London, die mir verpflichtet sind. Keine direkten Unterweltsärzte, sondern normale Doktoren. Als sie ihre Praxen eröffneten, hatte ich ihnen Startkapital gegeben. Allerdings mußten sie sich verpflichten, mich und meine Leute umsonst zu behandeln. Was sie sonst taten, das war mir egal. Ich habe sie nur gesponsert.«

»Zu diesen Ärzten bist du hingegangen?«

»Ja. Ich habe sie an alte Zeiten erinnert. Zuerst stellten sie sich dumm, aber ich machte ihnen klar, daß sie meine Pillenmuster nehmen müssen. Ferner machte ich zur Bedingung, daß sie die Pillen auch weitergeben, und zwar an ihre Patienten.«

»Haben Sie das getan?«

»Ja.«

Lady X lachte: »Das ist gut, das ist sogar sehr gut. Welchen Erfolg haben wir erreicht?«

»Ich weiß es nicht. Es ist noch zu früh, um etwas Konkretes zu sagen. Noch ist nichts bekannt geworden. Ich werde morgen die Ärzte einmal persönlich anrufen.«

»Hervorragend, sehr gut«, lobte Lady X. »Dann bin ich nicht umsonst gekommen.«

»Nein, das bist du nicht.« Der Mafioso leerte sein Glas und kaute den italienischen Wein regelrecht. Dabei verdrehte er die Augen. Es war für ihn ein Genuß, Wein aus seiner Heimat zu trinken.

»Ich brauche zwanzig.«

Costello räusperte sich. »Zwanzig Särge?«

»Klar.«

»Ist das nicht ein wenig viel?«

»Nein« erwiderte sie hart. »Wenn der Vampirkeim wirklich fruchtet, dann werden aus den zwanzig bald 200 und noch mehr. London kann von einer wahren Vampirflut überschwemmt werden.«

»Das hört sich gut an für dich.«

»Für dich etwa nicht?«

»Du weißt, daß meine Interessen ein wenig anders liegen, meine Liebe. Aber wir kommen uns ja nicht ins Gehege.«

»Bestimmt nicht.«

»Wie ich hörte, hat Solo Morasso es geschafft?«

»Was geschafft?«
»Asmodina.«
»Ja.«
»Aber Sinclair lebt noch immer. Dabei habe ich die Voraussetzungen für seinen Tod geschaffen, nachdem meine Männer sein Kreuz vertauschten.«
»Er hat es wieder.«
»Das ist, schlecht. Mehr konnte ich nicht tun.«
»Dir macht keiner einen Vorwurf. Außerdem lebt. Mondo nicht mehr. Und Tokata ebenfalls nicht.«
»Oh.« Hart stellte Costello das Glas ab. »Das wußte ich nicht. Solo hat es mir nicht gesagt.«
Lady X lachte. »Wer gibt schon gern Niederlagen zu?«
»Das stimmt. Seid ihr trotzdem stark genug?«
»Wir hoffen es.«
»Gut, dann können wir jetzt mit dem Verladen der Särge beginnen. Einverstanden?«
Lady X nickte.
An zwei verschiedenen Seiten stiegen sie aus. Die Scott nahm ihre MPi mit. Sie hörte, wie Costello zwei Leute losschickte, um die Tür des Bunkers zu öffnen. Lady X gesellte sich zu ihm. »Ist im Bunker noch alles in Ordnung?«
»Ich denke schon. Ghouls scheinen nicht mehr darin zu hocken.«
»Und wenn schon.«
Die beiden Männer hatten den Betonklotz erreicht. Durch eine Eisentür war er gesichert. Sie besaß ein Spezialschloß. Man mußte erst eine Zahlenfolge einstellen, um es zu öffnen.
Ein Wagen war so gedreht worden, daß die Lichtlanzen seiner Scheinwerfer auf die Tür wiesen.
Die zwei Männer stemmten sie auf. Sie quietschte erbärmlich in den Angeln. Das Licht fiel auch in den. Bunker, und bereits wenige Yards hinter der Tür waren die ersten Särge gestapelt. Die matt glänzenden Totenkisten standen übereinander, makabre letzte Ruhestätten, von den meisten Menschen nur mit einer Gänsehaut auf dem Rücken beim Anblick zu ertragen, doch Lady X liebte Särge.
Nur keine leeren. Aber sie würde sie füllen.
»Hast du an bestimmte Größen gedacht?« erkundigte sich der Mafioso.
»Nein.«
Costello nickte. Er und auch Lady X schauten zu, wie die beiden Helfer den ersten Sarg aus dem Bunker trugen. Ihre Gesichter wirkten unbewegt, man sah ihnen an, daß ihnen die Arbeit keinen Spaß machte, aber dafür wurden sie bezahlt.
Lady X ließ den Mafioso stehen und lief zu ihrem Wagen. Dort

öffnete sie an der hinteren Seite die Ladefläche. Als die Klappe fiel, erschien auch Vampiro-del-mar. Sein Gesicht sah im Dämmer schaurig aus. Nur auf eine Seite fiel ein Reststreifen Licht, die andere lag im Dunkel. Ein gefährliches, böses Grinsen lag auf seinen Lippen, lange, säbelzahnartige Zähne standen weit vor.

»Es ist soweit«, meldete Lady X. »Sie bringen bereits die ersten Särge.«

Die Untote trat zurück, da sie Schritte hinter sich vernommen hatte.

Die Mafiosi wuchteten den Sarg hoch, stellten ihn auf die Ladefläche, und Vampiro-del-mar zog ihn tiefer hinein. Er gab dabei grunzende Geräusche von sich und flüsterte Worte, die wohl gehört wurden, aber niemand verstand.

Den Mafiosi wurde es unheimlich, sie zogen sich rasch zurück.

Zwei ihrer Kollegen schleppten bereits den nächsten Sarg heran, nur ein Mann blieb in Costellos Nähe.

Lady X war zufrieden. Die Verladung der Särge klappte ausgezeichnet.

Sie brauchte nicht einmal dabei zu sein. Sie wollte sich noch ein wenig mit Costello unterhalten.

Die Vampirin hatte es gelernt, ihren Trieb zu unterdrücken. Ein normaler Vampir hätte sich auf die Männer gestürzt. Sie waren für ihn nur Opfer, doch die Scott sah in ihnen Helfer, die daran mitarbeiteten, einen großen Plan zu verwirklichen. Trotzdem fiel es ihr schwer, nicht das Blut zu saugen.

Neben Costello blieb sie stehen, »Klappt sehr gut«, lobte sie.

Der Mafioso hob die Schultern. »Was ich in die Hand nehme, das klappt immer.«

»Eingebildet bist du nicht?«

»Warum sollte ich?«

»Ja, warum?«

Sarg für Sarg wurde aus dem Bunker getragen. Lady X und Costello verfolgten die Männer mit ihren Blicken. Die Totenkisten, waren zumeist schwarz, aber es gab auch braune Särge darunter, und sogar ein heller Eichensarg verließ den Bunker.

»Das ist der letzte«, sagte Costello. »Ich habe mitgezählt.«

»Wo willst du eigentlich damit hin?« fragte der Mafioso. »Es ist nicht einfach, diese Menge von Särgen zu verstecken.«

»Nein, das nicht. Aber ich habe bereits ein gutes Versteck gefunden. Ich schaffe sie auf ein Hausboot.«

»Was?«

»Ja, es gibt doch genügend Hausboote auf der Themse, die leer herumstehen. Und so leicht wird keiner darauf kommen, daß ein Hausboot als Sargversteck dient.«

Costello war skeptisch.

»Was gefällt dir daran nicht?«
»Ich erinnere mich an den Hexenwahn. Daran waren wir zwar nicht unmittelbar beteiligt, doch der Anführer Gordon Schreiber hatte sich auch ein Hausboot ausgesucht.[3] Seit der Zeit sind die Bullen verdammt mißtrauisch und fahren oft Patrouille.«
»Über die Sache ist Gras gewachsen.«
»Das wünsche ich mir.«
»Fertig, Capo«, meldete einer der Männer und klopfte sich den Staub von der Jacke.
»Gut, dann können wir«, sagte Lady X.
»Höre ich wieder von dir?« wollte Costello wissen.
»Bestimmt Wenn nicht von mir persönlich, dann sicherlich von meinen neuen Freunden.« Sie lachte, drehte sich um und ging zum Wagen, um die Plane wieder festzuzurren.
Vampiro-del-mar sah sie nicht. Er hockte im Hintergrund zwischen den Totenkisten.
Die Scott enterte das Fahrerhaus, stellte den Motor an, fuhr einen Bogen und rauschte ab.
Costello und fünf Männer schauten dem LKW nach.
»So ganz wohl ist mir nicht bei der Sache«, sagte Logans Leibwächter.
Der Mafiachef hob die Schultern. »Sei froh, daß sie auf unserer Seite stehen.« Dann stieg er in seinen Mercedes und gab das Zeichen zur Abfahrt.

***

Die Frau hatte nicht gelogen!
Vor mir hing in der Tat ein Gehängter, der noch lebte. Allerdings kein normales Leben, sondern ein grausames, ein schreckliches. Er führte ein untotes Dasein.
Ich tat noch nichts, sondern beobachtete nur. Obwohl er in der Schlinge hing und das dünne Nylon scharf in seine Haut schnitt, war ihm nichts geschehen. Er reckte sich, bewegte seine Finger, rollte mit den Augen und hob die Schultern. Um mich kümmerte er sich überhaupt nicht.
Ich steckte die Beretta weg und zog meinen Silberdolch. Wenn es zu einem Kampf kam, konnte ich Munition sparen.
Erst, einmal griff der Vampir in die Tasche und holte ein Messer hervor.
Er klappte, es auf, nahm es in die rechte Hand und hob den Arm so hoch er konnte. Dann führte er die scharfe Seite des Messers an das Nylonseil und kappte es.
Er fiel zu Boden und brach in die Knie. Für einen Moment blieb er so liegen. Das schon grau gewordene Haar streifte über die schmutzige Erde. Er wandte mir den Rücken zu, kroch ein paar Schritte, stützte

sich an der Wand ab und kam so auf die Füße.

Etwas schwankend blieb er stehen. Ähnlich wie ein Kranker, der tagelang im Bett gelegen hatte und erst seinen Kreislauf wieder in Schwung bringen mußte.

Ich schwieg und schaute auf seinen Rücken. Hoffentlich war er redselig und erzählte mir, wie er zur Bestie geworden war.

Aus dem Kellergang hörte ich Schritte und Stimmen. Suko sprach mit der Frau. »Bleiben Sie bitte oben, ich schaue mal nach.«

»Ja, aber seien Sie vorsichtig.«

»Sicher.«

Suko näherte sich der Tür, und ich hörte auch seine fragende Stimme: »John? Bist du da?«

»Ja.« Ich warf einen Blick über meine Schulter und sah den Chinesen hinter mir stehen. Er lächelte, doch das Lächeln gefror auf seinen Lippen, als er die Gestalt sah. »Ein Vampir!«

Ich nickte.

Der Blutsauger hatte sich umgedreht. Er hatte die Schlinge zwar dicht unter der Decke durchtrennt, doch die Nylonschnur hing weiterhin um seinen Hals und drückte ins Fleisch.

»Willst du nicht schießen?« flüsterte Suko.

»Abwarten. Mal sehen, was er unternimmt. Zudem will ich auch wissen, wie er zum Vampir geworden ist.«

Der Blutsauger hatte unseren kurzen Dialog gehört, gab selbst keine Antwort. Mit etwas unsicheren Schritten zog er sich in den Kellerraum zurück, dorthin, wo das Licht nicht mehr seinen Schein warf und es ziemlich dunkel war.

Er bückte sich und hob irgendetwas auf. Als er wieder vorkam und das Licht der trüben Lampe im Flur ihn erreichte, sahen wir, was er in der Hand hielt.

Es war ein Stemmeisen.

Für einen Vampir seltsam, daß er sich mit so etwas bewaffnete.

Normalerweise verließen sich die Blutsauger auf ihre höllischen Kräfte und auf die Zähne, die sie ihren Opfern in den Hals stießen. Er aber wollte uns anders umbringen.

Suko drückte sich an mir vorbei und trat einen Schritt zur Seite, damit wir beide mehr Bewegungsspielraum besaßen. Wenn der Blutsauger durchdrehte und mit dem Steinmeisen um sich schlug, durften wir uns nicht gegenseitig ins Gehege kommen.

»Laß es sein!« warnte ich ihn.

Er hob statt dessen den Arm.

So war der Vampir nicht zu belehren. Wenn er jetzt zuschlug, mußten wir uns wehren und ihn töten. Dann erfuhren wir nicht, wer ihn zum Blutsauger gemacht hatte.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

»Hillary. Jack Hillary.«
»Okay, Jack. Du bist ein Vampir.«
»Ja, das bin ich.«
»Ich weiß, daß du stärker bist als wir. Aber wer hat dich zum Vampir gemacht?«
Er riß den Mund auf und lachte. Es war ein hechelndes, fast lautloses Lachen, das aus seinem Rachen drang. Es klang überheblich und spöttisch. Uns wurde klar, daß wir von ihm keine vernünftige Antwort bekommen würden.
»Alle werden Vampire!« flüsterte er. »Der Kreis muß geschlossen werden, und ich sorge dafür. Auch ihr kommt an die Reihe, auch ihr.«
Dann warf er sich vor.
Waren seine Bewegungen vorhin noch mit einer Maschine oder einem Roboter zu vergleichen gewesen, so wunderten wir uns beide, wie schnell er sein konnte.
Der rechte Arm kam von oben nach unten, die gefährliche Stange pfiff durch die Luft. Ich stand näher bei ihm, und mich hätte das Stemmeisen auch getroffen.
Ich warf mich zur Seite, prallte mit der rechten Schulterseite gegen die Kellerwand und entging so dem Hieb. Er aber taumelte nach vorn. Suko drehte sich und zielte mit der Beretta auf ihn.
»Nicht!« Mein Ruf hielt ihn davon ab. Ich hatte noch immer nicht aufgegeben, etwas von ihm zu erfahren. Der Blutsauger sollte reden.
Als ich mich von der Wand löste, traf mich Sukos erstaunter Blick. Er wunderte sich, weil ich sonst nicht soviel Federlesen machte. Dem Vampir war es gelungen, den Kellerraum zu verlassen. Er befand sich bereits im Gang.
»John, die Frau!«
Ich wußte Bescheid. Vor Suko noch wischte ich aus dem Keller. Der Vampir hatte sich nach links gewandt, er lief bereits auf die Treppe zu und hatte noch einen Schritt zu gehen, um die letzte Stufe zu erreichen.
Auf der Treppe sah ich eine Gestalt.
Es war die Frau. Sie hatte sich nicht getraut, in den Keller zu kommen und war stehengeblieben.
Als sie ihren Mann sah, schlug sie die Hände gegen ihre Wangen und schrie: »Jack!«
Es war ein gellender Schrei, der durch den düsteren, kahlen Kellerflur hallte. In ihm schwangen die Angst und das Entsetzen mit, das die Frau empfand, als sie ihren Mann als Monstrum sah.
Der Vampir würde keine Rücksicht nehmen. Was er einmal als Mensch gefühlt und empfunden hatte, war nun ausgeschaltet. Den rechten Arm hielt er weiterhin erhoben, allerdings auch abgeknickt, damit er nicht gegen die niedrige Decke hämmerte, wenn er zuschlug.

Daß ich ihn mit Worten nicht mehr aufhalten konnte, war mir klar geworden. Als er seinen Fuß auf die erste Stufe setzte, jagte ich mit einem gewaltigen Satz nach vorn, war dicht hinter ihm, bekam ihn an der Schulter zu packen und schleuderte ihn herum.

Er war raffiniert und schlug in der Drehung zu. Dabei vergaß er, die Kellerbreite zu berechnen. Das Stemmeisen traf nicht mich, sondern die Wand.

Es riß dort einen langen Streifen, kleine Staubwolken quollen in die Höhe, und bevor der Vampir zum zweitenmal ausholen konnte, hatte ich mit dem geweihten Dolch zugestoßen.

Die Klinge traf ihn hart. Sie fuhr schräg von unten her dorthin, wo das Herz sitzt.

Für einen Moment erstarrte der Blutsauger mitten in der Bewegung.

Dann schüttelte er den Kopf, als hätte jemand Eiswasser über ihn gegossen, und fiel zurück. Die Wand hielt ihn auf.

Suko hetzte an mir vorbei. Er kümmerte sich um Mrs. Hillary, die alles mitangesehen hatte.

Jack Hillary brach zusammen. Ich hatte den Dolch aus seinem Körper gezogen, und meine Augen wurden groß, als ich das Blut erkannte, das aus seiner Wunde strömte.

Ein Vampir verlor Blut.

Und es sah ebenso aus wie das eines Menschen, hatte sich nicht verändert, war weder dunkler noch heller geworden.

Hillary fiel auf den Rücken. Im schrägen Winkel lag er zur Treppe, seine gebrochenen Augen starrten blicklos gegen die schmutzige Decke des Kellers.

Er war tot.

Ich hatte ihn umgebracht. Äußerlich war er ein Vampir gewesen, seine spitzen Eckzähne galten als deutliches Zeichen, aber als ich ihn jetzt so liegen sah, da dachte ich anders darüber.

Vielleicht hätte ich ihn überhaupt nicht zu töten brauchen! In meinem Magen bildete sich ein Klumpen, und ich mußte ein paarmal tief schlucken, bevor ich mich neben den Vampir niederkniete.

Sein Mund stand offen. Die Haut wirkte grau wie mit Schmutz vermischter Kalk. Das konnte allerdings auch an den Lichtverhältnissen liegen. Ich schob seine Oberlippe zurück und schaute mir den Kiefer an.

Die beiden Zähne waren sehr deutlich zu sehen.

Also doch ein Vampir. Ich hatte mich nicht getäuscht. Allerdings setzte keine Rückverwandlung in einen Menschen ein, der Tote blieb so wie er war.

Ich hörte Schritte auf der Treppe und wußte, daß Suko zurückkam.

Bevor er neben mir stehenblieb, sagte er: »Ich habe die Frau nach oben gebracht. Sie hat einen Schock bekommen.«

»Hast du einen Arzt angerufen?« fragte ich.
»Ja, einen, Doktor Easton.«
Ich nickte und deutete auf den Toten. »Schau ihn dir genau an, Suko. Fällt dir etwas auf?«
Der Chinese bückte sich. »Ich könnte jetzt sagen, er lebt nicht mehr, aber das meinst du bestimmt nicht.«
»Genau.«
»Vielleicht das Blut?«
»Stimmt. Dieser Vampir, Suko, steckte voller Blut. Wie ein Mensch.«
»Aber er war kein Mensch!«
Ich hob die Schultern.
»Menschen sterben, wenn sie sich aufhängen und haben auch nicht diese Zähne.«
»Das schon«, erwiderte ich und schaute mir im Licht meiner Bleistiftleuchte den Hals an. »Keine Bißstellen.«
»Und das bedeutet?«
Ich holte tief Luft. »Daß er ein Vampir gewesen ist, aber kein echter.«
»Tolle Logik.«
»Sicher.« Ich nickte und erhobt mich. »Kannst du mir eine bessere nennen?«
Suko schüttelte den Kopf. »Nein.« Dann murmelte er: »Wenn ich nur wüßte, wie das alles zusammenhängt. Ein Mensch ist zum Vampir geworden, ohne daß man ihn beißt. Verstehst, du das?«
»Im Moment nicht.«
»Aber…?«
Ich begann damit, im Keller aufund abzuschreiten. Meine Stirn hatte sich in nachdenkliche Falten gelegt. Ich überlegte hin und her. Irgend etwas hatten wir übersehen. Die Erklärung lag förmlich in der Luft, aber ich kam nicht darauf.
»Da ist was, Suko«, sagte ich. »Das spüre ich. Wir müssen nur den Faden zwischen die Finger bekommen, an dem alles hängt. Vampire ohne gebissen worden zu sein. An sich, ein Unding, aber trotzdem möglich. Wenn ich nur die richtige…«
»Ich hab’s!«
»Wie?«
Suko, der sonst an sich die Ruhe in Person ist, schaute mich aus glänzenden Augen an. »Erinnere dich mal an die Schönheitsfarm in Paris. Wer hat da die Pillen hergestellt?«
»Drusian!«
»Genau, John. Francis Drusian.«
»Aber der ist tot.«
»Klar. Und seine Pillen? Und Lady X? Sie war auch auf der Schönheitsfarm, zusammen mit den Mannequins. Violetta Valeri, Corinna Camacho und die Scott, das höllische Dreieck, haben den

Brand überstanden und sind verschwunden. Lady X hielt sich zurück, während die Valeri und die Camacho den Plan schmiedeten, Nadine Berger umzubringen.[4] Ich bin fast, hundertprozentig sicher, daß Lady X die Vampirpillen eingesackt hat und sie jetzt in Umlauf bringt.« Suko deutete auf den toten Jack Hillary. »Das ist ein Opfer.«

Ich ließ mir seine Worte durch den Kopf gehen und mußte Suko zustimmen.

»Ja, du könntest recht haben.«

»Ich könnte nicht nur, ich habe sogar recht.«

»Aber woher hat er die Pille?«

»Das werden wir noch herausfinden.«

Es schellte. Die Hillarys wohnten in einem Zweifamilienhaus, das sicherlich seine vierzig Jahre auf dem Buckel hatte. Suko und ich liefen die Treppe hoch, denn ich konnte mir vorstellen, daß es der Arzt war, der geschellt hatte.

Wir öffneten. Suko hielt sich ein wenig im Hintergrund auf, als Rückendeckung.

Ein Mann stand auf der Schwelle. Er trug einen dunklen Mantel. Da er offenstand, sah ich darunter einen Smoking. Das weiße Haar wirkte auf seinem Kopf wie eine. Mähne. Das Lächeln war verbindlich und erinnerte mich an den Strahlemann der Dressmen auf den Werbefotos.

»Dr. Easton?« fragte ich.

»Ja. Haben Sie mich angerufen?«

»Nein, das war mein Kollege.«

Suko trat vor und sagte: »Wir sind von der Polizei. Scotland Yard, Herr Doktor.«

»Oh, was ist geschehen?«

»Kommen Sie erst einmal rein«, forderte ich ihn auf. »Alles andere besprechen wir später.«

»Natürlich.«

Ich schloß hinter dem Arzt die Tür.

***

Dr. Easton kannte sich hier aus. Er steuerte sofort die nach oben führende Treppe an. Bevor er sie erreichte, drehte er sich noch einmal um. »Sie werden sich über meinen Aufzug sicherlich wundern, aber man hat mich von einer Party weggeholt.«

»Ich wundere mich tatsächlich, Doc«, erwiderte ich. »Daß es Ärzte gibt, die mitten in der Nacht zu ihren Patienten kommen, obwohl sie gesellschaftliche Verpflichtungen haben.«

Easton lächelte wieder. »Wissen Sie, Mister…«

»Oberinspektor Sinclair. Das ist mein Kollege Suko.«

»Aha, danke. Also wissen Sie, man darf nicht alle über einen Kämm scheren. Außerdem kenne ich die Familie Hillary schon sehr lange,

und wenn es Thelma Hillary schlecht geht, muß ich kommen.«
»Das finde ich toll.«
»Jetzt entschuldigen Sie mich«, sagte der Arzt.
Wir warteten, bis er die Treppe hinter sich gelassen hatte. Dann stieß Suko mich an. »Warum hast du nicht gesagt, was mit Jack Hillary geschehen ist?«
»Weiß ich auch nicht.«
»Tu doch nicht so.«
»Geht es ihn etwas an?« fragte ich zurück.
»Nein, sicherlich nicht. Das geht höchstens die Mordkommission an. Allerdings würde ich mir seine Behandlungsmethoden gern einmal anschauen.«
»Frag mich mal.«
Wir stiegen die Treppe hoch und gelangten in einen viereckigen kleinen Flur. In Kopfhöhe wurden die Wände bereits schräg. Zwei Türen zweigten zu beiden Seiten ab.
Eine stand offen. In dem Zimmer brannte Licht. Wir hörten auch Stimmen.
»Es ist so schlimm, Doktor.«
»Nein, nein, gleich wird Ihnen besser. Ich gebe Ihnen eine Spritze. Sie werden danach schlafen und haben morgen früh alles wieder vergessen.«
»Wenn Sie das sagen.«
Ich räusperte mich, denn der Arzt hatte uns nicht bemerkt, als wir den Raum betraten. Er saß auf der Bettkante, mit dem Rücken zu uns, und er sprach mit der Patientin. In der rechten Hand hielt er die Spritze. Die Farbe der Flüssigkeit innerhalb des Zylinders konnten wir nicht erkennen.
Jetzt drehte er sich um. »Was spritzen Sie?« fragte ich.
Er sagte einen lateinischen Begriff, mit dem wir nichts anfangen konnten.
»Es ist ein Beruhigungsmittel«, erklärte er noch.
Das Schlafzimmer sah aus wie tausend andere auch. Vielleicht war es etwas klein. Dafür zeigte sich auch die Schräge verantwortlich, die über dem Bett begann. Der Kleiderschrank, im Stil der fünfziger Jahre gebaut, paßte soeben an die Wand. Im rechten Winkel dazu stand die Frisierkommode mit dem großen Spiegel, dessen silberne Fläche bereits einige dunkle Flecken zeigte.
Ich ging zur Seite und baute mich neben der Frisierkommode auf. Suko hatte sich gegen die schmale Fensterbank gelehnt.
Zwangsläufig fiel mein Blick in den Spiegel. Ich konnte einen Großteil des Zimmers überschauen, sah auch das Bett und den auf der Kante sitzenden Arzt.
Ich zwinkerte mit den Augen. Da stimmte doch etwas nicht. Der Arzt

war zwar zu sehen, aber ziemlich verwaschen, undeutlich, verschwommen.

An meinen Augen lag es nicht, wahrscheinlich am Spiegel, dessen Fläche man nicht gerade als superblank bezeichnen konnte.

Jetzt bewegte sich der Mann. Er hielt die Hand der Frau fest und drückte dann die Spitze in eine Ader.

Thelma Hillary bäumte sich für einen Moment hoch, atmete zischend die Luft ein und fiel zurück.

Da war das Bild klar.

Seltsam…

Mußte wohl doch am Spiegel liegen. Suko hatte nichts bemerkt, weil er auf das Bett schaute.

Der Arzt richtete sich auf und nahm seine schwarze Tasche. Er klappte beide Hälften auseinander und verstaute die Spritzen, wobei er noch einen Blick auf die im Bett liegende Frau warf. Sie hielt die Augen geschlossen und schlief. Das Mittel hatte bereits gewirkt.

Der Doktor wusch sich die Hände, nahm seinen Mantel auf, der über einer Stuhllehne hing, und zog sich an. »So, das wird bis morgen früh vorhalten, meine Herren. Sollte dann noch etwas sein, stehe ich jederzeit zur Verfügung. Auf Wiedersehen.«

»Noch viel Spaß, Doc.«

Er drehte sich um und lächelte. »Danke sehr.«

Wir hörten ihn die Treppe hinuntergehen und das Zuschlagen der Eingangstür.

»Ein sehr seltsamer Kauz«, murmelte ich.

»Wieso?«

Ich schaute Suko an. »Er hat überhaupt nicht gefragt, wieso es kommt, daß wir uns hier aufhalten. Er nahm es hin wie eine Selbstverständlichkeit. Das finde ich wirklich seltsam.«

»So kann man es sehen.«

»Man muß es so sehen.«

»Mir spukt die Sache mit den Pillen noch immer im Kopf herum«, sagte der Chinese. »Wenn es tatsächlich so war, wie wir vermuten, müßten wir doch irgend etwas finden.«

Da hatte mein Partner recht. Ohne noch lange herumzureden, machten wir uns an die Durchsuchung des Zimmers. Wir gingen methodisch vor.

Die Frau schlief auf der linken Betthälfte, demnach mußte ihr Mann rechts geschlafen haben, wo das Oberbett kaum eingedrückt war. Und an beiden Betthälften standen die Nachtkonsolen.

Vier Schubladen zählte ich. Unten fing ich an, entdeckte Wäsche, Taschentücher, Socken, einen alten Rasierapparat und zwei Kugelschreiber. Erst bei der letzten hatte ich Glück.

Die Familie Hillary bewahrte ihre Pillen nicht im Bad auf, sondern in

der Schublade des Nachttisches. Zahlreiche Röhrchen und Schachteln bildeten einen Wirrwarr.

Die roten Vampirpillen waren uns nicht unbekannt. Ich hatte sie schon auf der Schönheitsfarm gesehen und würde sie auch jetzt wiedererkennen.

Mit beiden Händen räumte ich die Tabletten zur Seite, die nicht in Frage kamen. Dann hatte ich Glück. Mir fiel eine rote, in Kunststoff eingeschweißte Pille in die Hand, die in der hintersten Ecke der Schublade lag.

Ich nahm sie hervor, hob den Arm und hielt die Pille gegen das Licht der Deckenlampe.

Suko war interessiert nähergetreten. »Verdammt«, sagte er, »das ist die Pille. Genau, das ist sie.«

»Jetzt haben wir den Beweis«, murmelte ich und steckte die Tablette ein.

»Wir müssen nur noch herausfinden, wer die Pille Jack Hillary gegeben hat.«

»Lady X?«

»Gut möglich. Am besten wäre natürlich, wenn wir Mrs. Hillary fragen könnten, aber die schläft zu tief.«

»Dann müssen wir bis morgen warten.«

Das wollte ich nicht. »Wenn es dann nicht mal zu spät ist«, hielt ich entgegen.

»Hast du noch einen Verdacht?«

»Ich gehe davon aus, daß Lady X wohl kaum durch die Gegend rennt und Pillen verteilt. Sie wird Helfer haben, sogar Helfer haben müssen. Sie braucht Beziehungen, um an unverdächtige Personen heranzukommen, die das Zeug unter die Leute bringen.«

»Wer hat denn hier in London die größten Beziehungen?« fragte Suko.

»Einer, der seine Finger in jedem schmutzigen Geschäft stecken hat.«

»Logen Costello.«

»Genau, John.«

»Wir können nur nichts beweisen.«

»Leider.«

Da schellte das Telefon. Obwohl es unten stand, zuckten wir beide bei dem schrillen Geräusch zusammen, da es zu plötzlich aufgeklungen war.

Ein kurzer Blick zur Verständigung reichte.

Ich verließ das Zimmer und sprang hastig die Treppe hinab, während der Apparat weiterbimmelte. Ich drückte die Tür zum Wohnraum auf, denn dort stand das Telefon. Da kein Licht brannte und ich auch nicht erst den Schalter suchen wollte, stieß ich mir an einem Stuhl mein Schienbein und verschluckte den Fluch nur mühsam.

Nach dem sechsten oder siebten Läuten hob ich ab. »Ja, bitte?«
»Ist alles klar?«
Die Stimme, die mein Ohr traf, klang hart und auch befehlsgewohnt. Ich hatte sie schon des öfteren gehört und kannte sie gut.
Sie gehörte Logan Costello!

***

Zuerst sagte ich nichts.
»He, ich habe etwas gefragt. Ist alles klar.«
»Schon…«
»Aber?«
»Nun ja, ich fühle mich im Moment…«
»Augenblick mal, Mister. Sind Sie überhaupt Jack Hillary? Verdammt, da hat mich dieser Weißkittel reingelegt.« Ich hörte noch ein hartes Geräusch und dann das Freizeichen.
Sukos Umriß zeichnete sich im Türrechteck ab. »Was war los, John?«
»Einer unserer besten Freunde hat angerufen, Logan Costello. Wir scheinen mit unserem Verdacht gar nicht mal verkehrt zu liegen.«
»Also doch.«
»Er wollte wissen, wie sich jemand fühlt«, murmelte ich.
»Damit kann nur Hillary gemeint sein.«
»Ja, bestimmt, Aber er hat noch etwas gesagt. Etwas sehr Seltsames sogar. Er sprach von einem Weißkittel, der ihn reingelegt hat.«
»Weißkittel?« Suko hob die Schultern.
Ich legte den Hörer auf und verließ das Zimmer. »Ja, ein Weißkittel. Kennst du die nicht?«
»Nein.«
»So werden auch die Ärzte genannt.«
Suko pfiff durch die Zähne und sprach das aus, was ich dachte. »Dr. Easton.«
»Genau, Bruder. Der gute Doc, der uns schon so seltsam vorgekommen ist. Das wird ein Fest.«
»Wie meinst du das?«
»Er läßt doch eine Party steigen.«
»Wie ich dich kenne, wirst du die Feier als ungebetener Gast besuchen«, grinste der Chinese.
»Und nicht allein. Du gehst mit.«
»Sollen wir sofort…?«
Ich schüttelte den Kopf. »Die Mordkommission muß her. Die Kollegen sollen den Toten wegschaffen.«
»Und die Frau?«
Da hatte Suko ein Problem angeschnitten. »Wir lassen sie ebenfalls mitnehmen. Sie wird kaum etwas merken, da sie tief und fest schläft. Wenn wir sie ins Krankenhaus bringen und sie erwacht, werden Ärzte

in der Nähe sein.«

Dem Vorschlag stimmte Suko zu.

Ich hatte inzwischen Licht gemacht. Das Wohnzimmer war ebenfalls ziemlich klein. Die Möbel hatte man vor dreißig Jahren mal als modern bezeichnen können, jetzt nicht mehr.

Die Nummer unserer Mordkommission kannte ich auswendig. Als der Kollege meine Stimme hörte, stieß er fast einen Tarzan-Schrei aus.

»Nein, nicht schon wieder, Sinclair.«

»Sie brauchen nur einen Toten abzuholen. Und bringen Sie einen Krankenwagen mit, weil noch eine Frau mitgenommen werden muß.«

Verletzt?

»Nein, sie schläft.«

Der Kollege hielt es für einen Witz, und ich sagte: »Sie schläft wirklich, Mann. Aber sie muß unter ärztliche Beobachtung. Das Haus kann versiegelt werden.«

»Geht in Ordnung.«

Ich hielt den Hörer noch in der Hand, als die Glocke über der Haustür anschlug.

Suko stand näher als ich. »Den sehe ich mir an«, sagte der Chinese. Er lief nicht schnell auf die Tür zu, sondern ging langsam und hielt sich dicht an der Wand. Man mußte mit allem rechnen. Auch mit einer MPi-Garbe, die das Holz durch hämmerte.

Mit einem heftigen Ruck riß der Chinese die Tür auf, schaute nach draußen, sah niemanden, ging einen Schritt vor und stolperte fast über einen querstehenden Gegenstand.

Es war ein schwarzer Sarg!

***

John Sinclair befand sich noch im Wohnraum. Suko glaubte im ersten Augenblick, einer Täuschung erlegen zu sein, dann jedoch wurden seine Augen groß.

Das war tatsächlich eine Totenkiste.

Aber wer hatte sie abgestellt? Und, wo war der Unbekannte? Weit konnte er nicht verschwunden sein, denn seit dem Klingeln waren erst einige Sekunden vergangen.

Suko schaute die Treppe hinab, sah die Straße, wo der Bentley am Ende einer Kurve stand, und davor einen dunklen Lieferwagen, von dem ein Geräusch aufklang, das fatal an das Schlagen einer Autotür erinnerte.

Dann heulte der Motor.

Mit einem gewaltigen Satz setzte der Chinese über den Sarg hinweg, hörte nicht mehr die Rufe seines Freundes sondern wollte den Kerl packen, der das makabre Geschenk vor die Haustür gestellt hatte. Wenn er sich beeilte, holte er den Lieferwagen noch ein.

Suko schien über den Boden zu fliegen. Er erinnerte an einen hastenden Schatten in der Dunkelheit. Als das Fahrzeug, das halb auf dem Bürgersteig stand, die Straße erreichte, hatte Suko es schon fast eingeholt.

Er legte noch mehr zu.

Jetzt sah er das Heck. Die Rückleuchten glühten wie rote Augen. Das Fahrzeug war ein Volvo-Kombi, und es besaß sogar einen Dachreiter, wie Suko erkennen konnte.

Ob der Fahrer ihn im Rückspiegel gesehen hatte, wußte der Chinese nicht. Er durfte den anderen nur nicht entkommen lassen.

Noch drei lange Schritte - Sprung!

Suko flog durch die Luft, prallte gegen die hintere Tür und bekam die Enden des Dachreiters mit beiden Händen zu packen.

Da beschleunigte der Fahrer!

***

Die Sache mit der Frau hatte ihn verdammt Zeit gekostet, aber es mußte sein. Schließlich gehörte Jack Hillary zu den Leuten, die die neue Pille probieren sollten. Er hatte sie genommen. Und wie.

Dr. Cliff Easton lachte lauthals, als er hinter dem Lenkrad seines Jaguars saß. Deutlich erinnerte er sich an den Anruf der Frau. Verzweifelt hatte ihre Stimme geklungen, sehr verzweifelt sogar. Aber das sollte sie, für den Arzt ein Zeichen, daß alles glatt lief. Aufgehängt hatte sich Jack, und er lebte weiter. Wenn das kein Schock für seine Frau gewesen war. Er trug den Keim in sich, von dem Costello gesprochen hatte, und weitere Menschen würden ihn bald ebenfalls in ihrem Innern tragen. Sie warteten bereits darauf, waren begierig, endlich die neue Droge zu probieren.

Der Arzt grinste kalt, als er daran dachte. Die Gäste würden sich wundern, wenn er zurückkam. Die Feier sollte weitergehen, aber wie.

Die Gäste sollten in einen Rausch fallen, aus dem es für sie nur noch das blutgierige Erwachen gab.

Alles war genau programmiert.

Wäre die Fahrzeugbeleuchtung nicht gewesen, so hätte man den schwarzen flachen Jaguar kaum gesehen. Er verschmolz mit der Nacht, denn die Gegend war dunkel, durch die der Arzt fuhr. Hier lagen die Häuser versteckt hinter Mauern und weiten Vorgärten. Fast wirkte dieser Teil von Chelsea sogar ein wenig ländlich.

Eigentlich führte Cliff Easton ein Doppelleben. Zweimal in der Woche war er der Arzt für Prominente und Geldmagnaten. An den anderen Tagen kümmerte er sich um die kleinen Leute, half ihnen, so gut es ging, und sein Ansehen war dadurch sehr gestiegen.

Die Prominenz empfing er in seinem Haus, wo in einem Anbau seine Praxis lag. Die zweite Praxis befand sich ganz woanders. Jenseits der

Themse, in South Bank, inmitten eines Arbeiterviertels, nicht weit vom Waterloo-Bahnhof entfernt.

Der Mann mit den zwei Gesichtern, und er hatte nicht vergessen, wem er dies alles verdankte.

Logan Costello.

Wenn dieser Mafioso oder einer seiner Männer irgendein Wehwehchen hatte, eine Schußverletzung zum Beispiel, wurde Clifford Easton bemüht, dann mußte er springen. Er machte seine Sache immer ordentlich und stellte auch die entsprechenden Totenscheine für Leute aus, die auf ungewöhnliche Art und Weise ums Leben gekommen waren, weil sie Costello doch zu sehr im Wege standen.

Bisher hatte er sich immer auf den großen Mann im Hintergrund verlassen können, er hatte auch gar nicht viel über die seltsame Pille wissen wollen, nur daß sie einen Menschen veränderte, ihn zu einem Vampir machte und somit fast unsterblich.

Auch er hatte eine Pille geschluckt. Einfach weil er den Worten des Mafioso mißtraute. Er wollte selbst sehen, wie sie wirkte. Bei ihm so gut wie nicht. Ihm waren keine Eckzähne gewachsen! Er fühlte nur eine gewisse Leichtigkeit, wie jemand, der ein Glas über den Durst getrunken hatte.

Allerdings gefiel ihm überhaupt nicht, daß die Polizei bereits Blut geleckt hatte. Die beiden Yard-Beamten paßten ihm nicht in den Kram, und den Namen Sinclair hatte er ebenfalls schon gehört, allerdings nicht in Verbindung mit etwas Angenehmem. So sehr er auch grübelte, er kam nicht auf die Lösung und hatte beschlossen, seinen Sponsor anzurufen.

Der mußte ihm mehr sagen können.

An der nächsten Querstraße mußte er nach rechts ab. Es war eine Sackgasse, in der nur zwei Häuser standen.

Auf der linken Seite hatte ein Brillenfabrikant seine Villa, das Haus des Arztes lag auf der anderen.

Die Gäste hatten ihre Fahrzeuge nicht in der Sackgasse abgestellt, sondern waren durch das Tor bis auf den Platz vor dem Haus gefahren.

Den Weg durch den Garten markierten leuchtende Kugellampen, die, vom Tor her betrachtet, an eine helle Schnur erinnerten.

Das Haus war hell erleuchtet. Auch außen brannten die Lampen. Sie warfen ihre Strahlen nicht nur in den Garten, sondern tupften mit den langen Lichtfingern auch bis unter das vorgezogene Dach, das sehr tief herunterhing. Dafür war es an der Rückseite weniger steil. Die hintere Front bestand fast ausschließlich aus Glas. Im Sommer drängten sich Freunde und Bekannte danach, die Feste des Arztes mitzufeiern.

An diesem Abend war nur ein kleiner Kreis gekommen. Drei Paare

und Mabel Jenkins, Eastons Sprechstundenhilfe. Auf sie war der vor drei Jahren geschiedene Arzt besonders scharf, doch bisher war es ihm nicht gelungen, das blondhaarige Wesen ins Bett zu bekommen.

Mabel hatte da ihre eisernen Prinzipien. Es wunderte Easton sowieso, daß sie zu der Party gekommen war. Normalerweise lehnte sie Einladungen von seiner Seite ab.

Ob Mabel einen Freund hatte, wußte der 40jährige nicht. Er hatte sie auch nie danach gefragt. Allerdings würde auch sie die Pille zu schlucken bekommen. Wenn sie eine andere war, würde sie es wohl bedauern, seinen Wunsch abgelehnt zu haben.

Er stellte seinen Wagen neben Mabels kleinen Toyota, stieg aus und warf den Mantel über den angewinkelten Arm. Dann lief er mit federnden Schritten die wenigen Stufen zur Haustür hoch, hinter deren breiter Glasscheibe Licht schimmerte.

Er schloß auf, Musik und Stimmenwirrwarr drangen ihm entgegen. Der Arzt wunderte sich darüber, daß so wenige Menschen soviel Lärm machen konnten.

Er hörte das Lachen von Mrs. Gibbons, der Frau, die aussah wie ein lebender Malkasten, so vollgeschmiert mit Kosmetik.

Die kalte Pracht seiner großen Diele nahm ihn auf. Links führte eine Holztreppe in die erste Etage. Geradeaus schaute er auf die Doppeltür, die offenstand und einen Blick in den Wohnraum mit dem großen Fenster ermöglichte.

Mabel Jenkins kam. An diesem Abend hatte sie sich besonders hübsch gemacht. Sie trug eine schwarze Samthose, die war an den Oberschenkeln weit geschnitten, lief in Höhe der Knie wieder zusammen und wurde durch zwei Schnallen gehalten.

Die weiße Bluse besaß Pumpärmel. Der Stoff war ziemlich fest und wirkte irgendwie steif, aber das war jetzt modern, wie Easton sich hatte sagen lassen.

In Locken fiel das blonde Haar der Sprechstundenhilfe fast bis auf die Schultern. Ihr Gesicht war fein geschnitten, der Mund vielleicht ein wenig zu klein, aber das machte nichts.

In den blaugrauen Augen lag ein besorgter Ausdruck, als Mabel fragte: »Geht es Mrs. Hillary gut?«

»Ja, natürlich.« Easton nahm seinen Mantel und hängte ihn an die Garderobe, wo er zwischen den Pelzroben der Damen verschwand.

»Was war es denn?« wollte Mabel wissen.

Easton hob die Schultern. »Nur eine leichte Überanstrengung. Ich habe ihr eine Spritze gegeben. Sie wird bis morgen früh schlafen. Wie ist es hier gelaufen?«

»Man amüsiert sich.«

»Das ist fein.«

»Sie hatten doch von einer Überraschung gesprochen«, nahm Mabel

den Faden wieder auf.

Der Arzt winkte ab. »Später, Mabel, später. Ich muß erst noch telefonieren.«

»Gut, Chef.«

»Sagen Sie doch nicht immer Chef zu mir.« Mabel lächelte amüsiert.

»Was sonst?«

»Sie wissen schon.«

»He, Clifford!« rief eine rauhe Stimme. »Wann kommst du endlich, und was ist mit deiner Überraschung?« Ted Gibbons hatte gerufen, sein Organ war nicht zu überhören. Er unterhielt eine Kette von Fischständen auf allen großen Märkten Londons. Manchmal stellte er sich noch selbst hin und pries seine Heringe an.

»Warte einen Augenblick.«

»Ja, aber beeil dich, sonst vernasche ich deine kleine Sprechstundenhilfe.«.

Easton lachte und kniff Mabel ein Auge zu. »Das wird deine Frau auch noch zulassen.« Wahrscheinlich befand sie sich nicht in der Nähe, sonst hätte Ted nicht ein so großes Maul riskiert.

Dr. Easton verschwand in seinem Arbeitszimmer. Er drückte die Tür zu und verschloß sie. Sie war schalldicht, eine wohltuende Ruhe empfing ihn, und das Licht der beiden Stehlampen neben dem Schreibtisch schuf inmitten des großen Raumes eine helle Insel.

Easton warf sich in den Ledersessel, nahm das Telefon auf seinen Schoß und wählte Logan Costellos Nummer. Da die Aktion lief, war der Mafioso für ihn immer zu sprechen.

Logan Costello schien neben dem Apparat gewartet zu haben, er hob bereits nach dem ersten Klingeln ab. Seine typische kratzige Stimme formte ein fragendes »Ja?«

»Easton.«

»Aha, der Doktor. Was ist los?«

»Hillary hat die Pille genommen.«

»Wie der Kerl heißt, interessiert mich nicht!« bellte der Mafioso. »Ich will nur etwas über die Wirkung wissen.«

»Die ist positiv.«

»Wirklich?«

»Ja. Jack Hillary muß sich in einen Vampir verwandelt haben.«

»Was heißt das? Haben Sie ihn nicht gesehen?«

»Nein.« Easton schlug seine Beine übereinander. »Mich hat seine Frau angerufen, daß etwas mit ihm nicht stimmte. Sie war völlig durcheinander, ich hörte ihren Erzählungen…«

»Er ist also ein Monstrum!«

»Natürlich.«

»Dann habe ich den Sarg nicht umsonst geschickt. Er soll es sich darin bequem machen. Was mit den anderen zu geschehen hat, wissen

Sie, Doc?«
»Ja. Ich gebe ihnen die Vampirpille in meinem Haus.«
»Gut behalten.« Costello lachte. »Gibt es sonst noch irgend etwas?«
»Da wäre eine Sache, die mir nicht gefällt. Und zwar haben sich in dem Haus zwei Polizisten aufgehalten. Man muß davon ausgehen, daß sie den Mann gesehen haben oder vielleicht…«
»Haben Sie die denn nicht gefragt?« schrie Costello plötzlich los.
»Nein, ich konnte ja offiziell nichts von dieser Verwandlung wissen und dachte mir, es wäre besser, den Mund zu halten.«
»Kennen Sie die Namen?«
»Natürlich, Mr. Costello. Der eine war ein Chinese, der andere hat sich mit John Sinclair vorgestellt. Ich glaube, seinen Namen schon gehört zu haben.«
Für einen Moment war es am anderen Ende der Leitung still. Dann erklang ein Heulton, als würde der Hörer dicht neben der Sirene eines Schiffes liegen. »Sinclair!« brüllte Costello plötzlich los. »Ausgerechnet. Wissen Sie überhaupt, wem Sie da gegenüberstanden?«
»Nein. Das heißt ja, ich habe den Namen…«
»Man nennt diesen Oberinspektor auch den Geisterjäger. Das sagt alles. Er ist unser Erzfeind, Doktor. Merken Sie sich das. Und Sie erzählen ihm noch…«
»Ich habe ihm nichts gesagt.«
»Kein Wort von Ihren Pillen?«
»Nein.«
»Worüber haben Sie dann gesprochen?«
»Über Mrs. Hillary, denn sie hat in ihrer Panik, die Polizei angerufen. So sieht es aus.«
»Warum gerade Sinclair? Welchen Grund kann sie gehabt haben, den Geisterjäger in ihr Haus zu holen? Sie kannte ihn doch überhaupt nicht. Da ist einiges faul. Wissen Sie, Easton, daß wir jetzt hübsch vorsichtig sein müssen?«
»Natürlich.«
»Uns darf kein Fehler unterlaufen. Alles hängt davon ab, wie Sie reagieren und wie die Pillen die Menschen zu…«
Der Arzt ließ den Mafioso nicht erst ausreden. »Ich habe auch eine dieser Pillen geschluckt.«
Für einen Moment war es still. Dr. Easton rechnete schon damit, daß er wieder das Heulen wahrnehmen würde, seltsamerweise geschah dies nicht. Nur ein Aufstöhnen.
»Ist Ihnen nicht gut, Costello?«
»Mann, Sie hätten die verdammte Pille doch nicht zu nehmen brauchen, Sie Idiot.«
»Ich fühle mich aber kaum anders.«

»Sind Sie ein Vampir oder nicht?«
»Natürlich nicht.«
»So natürlich ist das gar nicht.«
»Ich bin eben stärker als die anderen«, behauptete der Arzt.
»Sie sagen das so leichtsinnig. Davon einmal abgesehen, Sie wissen, was Sie zu tun haben.«
»Ja, Mr. Costello.«
»Wenn alles über die Bühne gelaufen ist, melden Sie sich wieder. Und geben Sie auf Sinclair acht. Der sieht so harmlos aus und ist doch ein Bluthund der Extraklasse.«
Easton legte auf. Er grinste schief. Logan Costello war der mächtigste Unterweltboß in London. Daß er vor diesem Sinclair Angst hatte, wollte dem Arzt nicht in den Kopf. Costello konnte den Bullen doch mit einem Fingerschnippen erledigen. Wenn er, Easton, auf Sinclair traf, würde er sich nicht fertigmachen lassen.
Der Arzt stellte den Apparat wieder auf seinen Schreibtisch, stützte sich mit beiden Händen an der Platte ab und stand auf. Die anderen warteten. Außerdem wollte er ihnen die Überraschung präsentieren, auf die sie so scharf waren.
Die würden sich wundern.
Als er zur Tür ging, passierte er auch den alten Barockspiegel an der rechten Wand. Auf dieses Stück war er sehr stolz, und er hatte vor einem Jahr viel Geld dafür bezahlt.
Immer wieder schaute er sich in der Spiegelfläche an. Doch jetzt zuckte er zusammen.
Was war nur mit seinem Spiegelbild los?
Er sah sich dort zwar noch, die Umrisse allerdings waren sehr verschwommen. Er wirkte wie ein sich auflösender Schatten. Hellgrau zitterte er in der Fläche, und auch als der Arzt nähertrat, veränderte sich die Kontur nicht.
Sie blieb so.
Easton schluckte. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Er mußte sich doch sehen, wenn nicht, dann war der verdammte Spiegel daran schuld.
Ja, so mußte es sein. Eine andere Möglichkeit gab es für ihn nicht. Er streckte seine Hand aus, die Finger fuhren über die helle Fläche, sie suchten nach einer Erklärung, aber der Spiegel war normal. Er, Dr. Easton, war derjenige, der sich selbst als unnormal bezeichnen konnte.
Die Tablette. Verdammt, die rote Pille, die er genommen hatte, trug die Schuld. Seine Lippen zogen sich auseinander, die Wangenmuskeln zuckten, ihm wurde heiß und kalt, und in seinem Innern drang langsam die Erkenntnis durch, daß er sich wohl überschätzt hatte.
Die Pille war gefährlich.
Sie sollte aus Menschen Vampire machen. Er hatte darüber nur

gelacht, was wohl ein Fehler gewesen war.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Noch einen kleinen Schritt trat er vor, so daß sein Gesicht fast die Spiegelfläche berührte.

Der Schatten blieb!

Er wurde auch nicht größer oder in seinen Umrissen klarer, was eigentlich hätte sein müssen, weil er sich der Fläche genähert hatte.

Ein Phänomen…

Er ging wieder zurück.

Vampire haben ein Merkmal! zuckte es durch seinen Kopf. Ihr Zeichen sind zwei spitze Zähne im Oberkiefer. Wenn er also zum Vampir geworden war, dann mußte er auch die Zähne haben, sie mußten ihm gewachsen sein.

Er öffnete den Mund.

Es waren Sekunden der Spannung, als er seinen rechten Arm hob. Er traute sich noch nicht so recht nachzufühlen, erst als er sich einen innerlichen Ruck gab, da fuhr er mit dem Daumen die obere Zahnreihe entlang.

Alles normal bis…

Er zuckte zusammen. Dr. Easton fühlte genau die beiden Spitzen an der rechten und der linken Seite. Sie waren vor vielleicht einer Stunde noch nicht dagewesen.

Es gab keinen Zweifel. Die gefährliche Pille hatte auch bei ihm gewirkt.

Er war zu einem Vampir geworden. Zu einer Bestie, die sich vom Blut der Menschen ernährte.

Als er das alles richtig begriffen hatte, stieß er ein hämisches, schadenfrohes Lachen aus.

Die anderen würden sich wundern. Die große Überraschung sollten sie bekommen.

Mit zwei Schritten war er an der Tür und zog sie auf…

***

Ich schrie Suko hinterher. Er hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören. Der Chinese war schnell wie ein Schatten, und er schaffte es, den Wagen zu erreichen, der soeben gestartet wurde. Leider konnte ich nichts Genaues sehen, weil in der Nähe zu wenig Laternen brannten und die Straße ziemlich im Dunkeln lag.

Als der Wagen fuhr, glaubte ich dennoch, an seinem Heck eine Bewegung zu erkennen.

Demnach mußte es meinem Partner gelungen sein, sich an dem Fahrzeug festzuklammern.

Wohin würde diese unfreiwillige Reise den Chinesen führen? Ich wußte es nicht, hoffte jedoch, daß Suko sich auf irgendeine Art und Weise melden konnte, wenn er sein Ziel erreicht hatte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Ich starrte auf den Sarg. Er war wirklich pechschwarz und stand als makabres Mahnmal auf der Treppe vor dem Haus.

Ich bückte mich und probierte aus, ob er verschlossen war. Nein, ich konnte den Deckel anheben. Mit beiden Händen klappte ich ihn hoch und warf einen Blick in das Innere, wobei mir die Lampe an der Tür mit ihrem Licht half.

Der Sarg war nicht von innen gepolstert, wie ich angenommen hatte. Es war eine normale, leere Totenkiste, an den Innenund auch Außenwänden glatt gehobelt. Für mich war der Sarg sicherlich nicht bestimmt. Es gab meiner Ansicht nach nur einen, der dieses makabre Geschenk bekommen sollte.

Jack Hillary, der tote Vampir.

Aber wer hatte ihn gebracht? Einer von Dr. Eastons Helfern? Wohl kaum, dann hätte sich der Arzt nicht extra herbemüht. Da mußte es einen anderen Zusammenhang geben.

Suko und ich waren bei unserem letzten Gespräch auf Logan Costello gekommen. Ob er den Sarg vielleicht geschickt hatte? Zuzutrauen war ihm so etwas schon, ich war mir plötzlich sicher, daß ich ihm das makabre Souvenir verdankte.

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Er hatte ja nicht damit rechnen können, daß etwas schiefgelaufen war und wir bereits am Ball waren. Wenn Costello das herausbekam, würde er sicherlich in die Luft gehen.

Ich wollte vor dem Haus auf die Kollegen warten, zündete mir eine Zigarette an und setzte mich auf die Totenkiste. Wirklich, ein Bild für die Götter, wie ich da hockte und rauchte.

Nach drei Zügen aus dem Glimmstengel sah ich bereits das Rotlicht.

Sirenen heulten nicht, dafür geisterte das farbige Licht über die Hauswände in der Nähe und berührte auch schemenhaft die Fahrbahn.

Mehrere Wagen stoppten schräg vor dem Haus. Auch ein Fahrzeug der Ambulanz war dabei. Mit ihm sollte die Frau abtransportiert werden.

Ich erhob mich und schaute den Kollegen entgegen, die natürlich große Augen machten, als sie mich und den Sarg sahen. Chef der Mordkommission war ein Mann namens Bowler. Wie der Hut.

»War das ein Witz, Sinclair?«

»Leider nicht.«

Kopfschüttelnd schaute er sich den Sarg an. »Was sollen wir mit ihm machen?«

»Mitnehmen.«

»Und der Tote?«

»Liegt im Keller.«

»Schade.« Bowlers Knittergesicht verzog sich noch mehr. »Ich dachte

schon, wir hätten die Leiche wohl verpackt in der Totenkiste finden können.«

»Sie machen es sich auch verdammt leicht.«

»Unser Job ist schon schwer genug.«

Bevor wir in den Keller gingen, zeigte ich den Helfern, wo Mrs. Hillary lag. Die beiden Männer nahmen die Trage mit und betteten die Schlafende darauf.

»Sie ist völlig normal?« fragte mich der Inspektor.

»Ja.«

Im Keller lag Jack Hillary noch so, wie wir ihn verlassen hatten. Halb über den Stufen. Starr und ohne Glanz waren seine Augen. Er hatte viel Blut verloren und bot keinen schönen Anblick. Die Vampirzähne waren verschwunden. Die dünne Schlinge allerdings befand sich noch immer um seinen Hals.

»Wie kommt das denn?« Bowler deutete auf das Nylonseil.

Ich erklärte es ihm und ging auch mit in den Kellerraum, wo der Vampir gehangen hatte.

Selbst dem abgebrühten Inspektor lief ein Schauer über den Rücken, als er den Haken sah. »Das begreife ich nicht«, murmelte er. »Verdammt, das will in meinen Schädel nicht rein. In Ihren vielleicht, Kollege?«

»Nur schwer.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Die Arbeit der Mordkommission kannte ich und wollte auch nicht stören.

Bowler zog einen Flunsch, als ich mich verabschiedete. »Ist auch nicht die feine englische Art, so einfach Leine zu ziehen.«

»Ob Sie's glauben oder nicht, Kollege, ich habe noch etwas anderes zu tun, wirklich.«

»Meinetwegen.«

Ich ging. Allerdings schaute ich zuvor im Telefonbuch nach, wo Dr. Easton wohnte. Er hatte mir einige Fragen zu beantworten. Zudem machte ich mir große Sorgen um Suko.

Wie mochte es ihm ergangen sein?

***

Besonders ging es Suko nicht. Aber wer fühlt sich schon wohl, wenn er am Heck eines fahrenden Wagens hängt und sich mit beiden Händen nur am Dachgepäckträger festklammert, so daß die Beine noch über den Boden schleifen?

Der Chinese wußte nicht, ob der Fahrer ihn bemerkt hatte. Das spielte im Prinzip auch keine Rolle, auf jeden Fall beschleunigte er kurz nach dem Start, und der Wagen wurde verdammt schnell, was Suko überhaupt nicht gefiel. Er hatte schon jetzt Schwierigkeiten, sich

festzuklammern, obwohl das Fahrzeug noch in keine Kurve gerissen worden war.

Zum Glück hat der Volvo eine sehr breite Stoßstange. Sie und sein Gewicht haben ihm auch den Spitznamen Panzer eingebracht. Suko zog die Beine an, und es gelang ihm, mit den Füßen auf der Stoßstange Halt zu finden.

Ein wenig hatte sich seine Lage verbessert. Er hatte auch etwas weiter vorgegriffen, so daß seine Hände die hintere Krümmung des Dachgepäckträgers umklammerten.

Dann kam die erste Kurve.

Suko hatte sie nicht gesehen.

Eine Rechtskurve war es. Der Mann am Steuer nahm sie hart, und Suko schleuderte die Fliehkraft genau in die entgegengesetzte Richtung. Die Kräfte waren wirklich enorm. Es wurde für ihn schwierig, sich weiterhin festzuklammern.

Raus aus der Kurve.

Der Volvo lag gut auf der Straße und schleuderte trotz der hohen Geschwindigkeit nicht. Suko versuchte ein Schild zu erkennen. Er wußte nicht genau, auf welcher Straße sie fuhren. Sein Vorhaben war nicht einfach. Er konnte sich nicht auf den Wagen und gleichzeitig auf seine Umgebung konzentrieren.

Dann geschah das, was unweigerlich hatte kommen müssen. Wie ein gewaltiger heller Teppich glitten die Lichtstrahlen zweier Scheinwerfer heran und erfaßten Suko. Hinter ihm befand sich ein Fahrzeug. Es war klar, daß dessen Fahrer den am Volvo hängenden Chinesen sehen mußte.

Seine Gestalt hob sich deutlich genug ab.

Das Licht nahm an Stärke zu. Es wurde greller. Der Fahrer hinter ihm hatte das Fernlicht eingeschaltet.

Vielleicht John Sinclair, dachte Suko und klammerte sich noch stärker fest. Der Fahrtwind schlug ihm wie eine Peitsche ins Gesicht. Er zerrte an ihm. Seine Jacke knatterte, der Wind biß auf seiner Haut. Suko mußte die Augen schließen, weil sie sonst anfingen zu tränen. Er legte den Kopf ein wenig zur Seite. Als das auch nichts half, zog er den Körper zusammen, so daß sein Gesicht im Windschatten der Heckscheibe lag.

Jetzt ging es etwas besser.

Wagen kamen entgegen.

Ihre Fahrer würden den Chinesen kaum bemerken. Doch der Wagen hinter ihnen wurde beschleunigt. Dessen Fahrer dachte gar nicht daran, aufzugeben. Er wollte der Sache auf den Grund gehen.

Auch der Volvo fuhr schnell. Der Kerl hinter dem Lenkrad hatte natürlich das Fernlicht bemerkt, das in unregelmäßigen Abständen einund ausgeschaltet wurde. Aber er dachte nicht daran, zu stoppen

oder die Geschwindigkeit zu verringern.

Er drückte weiter auf die Tube.

Allerdings nur bis zur nächsten Ampel. Noch zeigte sie grün. Das hatte auch der Volvo-Fahrer bemerkt. Er beschleunigte.

Suko spürte den plötzlichen Ruck in seinen Armen und quetschte einen Fluch durch die Zähne. Wenn der Mann verrückt spielte und einfach durchraste, dann..

Gelb!

Zu weit war die Entfernung, der Fahrer konnte es nicht schaffen. Er mußte bremsen, wollte er nicht voll in den Gegenverkehr hineinrasen.

Rot!

Noch fünfzig Yards betrug die Entfernung zur Ampel. Suko klammerte sich noch härter an den Dachreiter.

Der Gegenverkehr fuhr bereits an. Warum bremste der Mann denn nicht? Er tat es.

Sein. Fuß nagelte das Bremspedal fest. Die Straße war nicht völlig trocken, vielleicht waren die Reifen auch nicht mehr die besten, auf jeden Fall geriet der Volvo leicht ins Schleudern, und Suko mit ihm.

Das Fahrzeug schlingerte. Rechts, links. Die Reifen jaulten.

Beängstigend schnell wurde es auf die rechte Seite gedrückt. Jetzt mußte der Fahrer gegenlenken, wenn er noch etwas retten wollte.

Suko sah ihn nicht, er konnte sich aber vorstellen, wie der Kerl am Lenkrad kurbelte und verhindern wollte, daß der schwere Wagen ausbrach.

Er schaffte es.

Zwar rutschte der Volvo noch weiter, geriet auch ein wenig aus der Spur, holperte über den Bordstein und prallte mit dem breiten Stoßfänger gegen den Ampelmast.

Der Aufprall übertrug sich, und auch Suko mußte ihn voll einstecken. Er wurde nach hinten gerissen, sofort wieder vorgeschleudert und tickte gegen das Heck, wobei er sich mit aller Kraft weiterhin am Dachgepäckträger festklammerte. Wenn er jetzt schon losließ, würde er zu Boden geschleudert.

Dann stand der Wagen.

Hinter Suko jaulten Reifen. Sie protestierten, als sie über den Asphalt gerissen wurden. Für einen Moment hatte der Chinese Angst, der andere würde auffahren und ihn zerquetschen.

Das geschah zum Glück nicht, der Fahrer hatte früh genug gebremst.

Suko ließ los. Seine Beine zitterten so sehr, daß er fast umgekippt wäre, als er auf der Straße stand.

Aus dem Verfolgerwagen, es war ein Rover, kletterte der Fahrer. »Sind Sie denn verrückt geworden?« brüllte er. »Das ist ja der reine Wahnsinn, was Sie da veranstalten. Sie können sich doch nicht einfach an einen Wagen hängen und…«

Suko hörte ihn zwar, doch er kümmerte sich nicht um das Geschrei. Für ihn zählte nur der Fahrer des Volvo. Ihn wollte der Chinese schnappen.

Der Mann hatte den Wagenschlag bereits aufgestoßen und verließ den Volvo. Geduckt sprang er auf den Gehsteig und rannte in der gleichen Haltung auf ein Haus zu, in dem ein Eisenwarengeschäft untergebracht worden war.

Sein Ziel war jedoch nicht das Geschäft mit dem großen Schaufenster, sondern die schmale Tür daneben, die nicht in den Laden, dafür ins Wohnhaus führte.

Den Weg hatte der andere sich ausgesucht.

Und das aus gutem Grund. Denn die Haustür wurde aufgestoßen und ein Mann erschien. Er mußte wohl das Quietschen der Reifen gehört haben. Als er auf die Straße schaute, tauchte der Volvo-Fahrer wie ein Geist vor ihm auf.

Der Hausbewohner bekam vor Schreck große Augen, wollte noch zurück, als ihn die Faust voll erwischte.

Es war ein aus der Schulter geholter Schlag, der an seinem Kinn detonierte und ihn in den Flur zurückschleuderte, wo er zum Glück gegen die Wand fiel, an ihr entlang taumelte und erst dann zusammenbrach, so daß er nicht mit dem Hinterkopf aufschlug.

Trotzdem blieb der Mann stöhnend liegen.

Der Fahrer aber verschwand im Flur. Er sprang über den Liegenden hinweg und visierte die am Ende des Flurs liegende Hintertür an, die deutlich im Licht zu erkennen war.

Suko hatte natürlich gesehen, wohin der Kerl verschwunden war. Der Chinese schüttelte seine Schwäche ab wie ein nasser Hund die Wassertropfen und nahm die Verfolgung auf. Fit war er zwar noch nicht, er hatte das Gefühl, an seinen Armen würden Bleigewichte hängen, aber er wollte den Mann nicht entwischen lassen.

Die Schritte des anderen hallten an den Wänden des Treppenhauses wider. Irgendwo oben wurde eine Tür aufgerissen. Eine grelle Stimme schrie nach Ruhe.

Als der Fahrer des Volvo einen Blick über die Schulter warf, da entdeckte er Suko. Der Chinese hatte aufgeholt, er war dem Kerl ziemlich dicht auf den Fersen.

Suko sah den plötzlichen Ausdruck der Panik im Gesicht des anderen und ahnte, daß es zu einer nicht gesteuerten Reaktion kommen würde.

»Bleiben Sie stehen!« schrie der Inspektor. Er fingerte nach seiner Beretta.

Der andere dachte nicht daran. Innerhalb einer halben Sekunde änderte er seinen Entschluß.

Blitzschnell machte er kehrt und hetzte nach links, wo eine Tür offenstand, durch die er in eine Wohnung gelangen konnte. Das

Gesicht einer neugierigen Frau war im Türspalt erschienen. Die Bewohnerin wollte nachsehen, was es gegeben hatte. Daß sie damit das Unheil heraufbeschwor, konnte sie nicht wissen.

Mit einem gewaltigen Satz erreichte der Mann die Tür. Er warf sich dagegen, hämmerte sie auf, und die Frau kam nicht schnell genug weg.

Sie wurde von dem Mann und dem Türblatt getroffen. Beide wurden sie in das Zimmer hineinkatapultiert.

Der Chinese befand sich zu weit entfernt. Er konnte das Drama nicht verhindern. Als er endlich die Tür erreichte, da hatte sich der andere schon zurückgezogen.

Er stand am Ende des schmalen Flurs, die Frau hielt er umklammert.

Sein linker Arm umschlang ihren Hals, der rechte war angewinkelt In der Hand hielt der Kerl einen schweren Revolver, dessen kalte Mündung er gegen die Schläfe der Frau drückte.

Suko kannte Situationen wie diese. Da war man machtlos.

Der andere hielt sämtliche Trümpfe in der Hand. Und er sah so aus, als würde er sie sich auch nicht leicht abnehmen lassen.

Die Frau, etwa vierzig, wagte nicht, sich zu rühren. Ihre Augen waren weit aufgerissen, der Mund stand ebenfalls offen, und die Lippen zitterten. Sie war im Griff des Mannes erstarrt.

Der Kerl sah wirklich aus wie ein Mafioso. So wie man ihn aus Filmen kannte. Dichtes, schwarzes Haar, ein hartes Gesicht mit Furchen zwischen Nase und Mundwinkeln und ein Mund, der nur einen Strich bildete. In seinen dunklen Augen las Suko die Bereitschaft, alles auf eine Karte zu setzen.

Er würde durchdrehen und töten, wenn ihm irgend etwas gegen den Strich lief. Der Mann stand unter Strom, war nicht mehr kalt genug, und das war das Gefährliche an ihm.

Im Flur hing die Garderobe an der rechten Seite. Drei Mäntel und eine Jacke zählte Suko. Zwei Mäntel gehörten einem Mann. Der Chinese hoffte nur, daß er nicht in der Wohnung war. Im Wohnraum, der am Ende der Diele begann, konnte er ihn jedenfalls nicht entdecken. Dafür sah Suko den Schatten eines Fernsehers.

Suko mußte jetzt die Ruhe bewahren, so schwer es ihm auch fiel. Er durfte dem anderen keine Gelegenheit geben, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Bis jetzt hatte niemand ein Wort gesprochen. Nun aber redete der Chinese.

»Okay, Partner, du hast gewonnen!«

Der andere sagte nichts. Er atmete noch schneller und hastiger als die Frau. »Schmeiß deine Kanone weg!«

»Sicher.« Suko nickte. Er ließ die Beretta fallen. Mit einem dumpfen Laut schlug sie zu Boden.

Da lachte der Verbrecher.
Suko aber sagte: »Noch hast du gewonnen und sieh auch zu, daß es so bleibt.«
»Laß die Frau gehen!«
Ein irrer, kieksender Laut drang aus der Kehle des Mannes. »Wie kommst du darauf?«
»Du hast kaum etwas auf dem Kerbholz, Partner. Die kleine Autofahrt können wir vergessen. Vielleicht drücke ich auch hier ein Auge zu und vergesse die Geiselnahme. Allerdings nur, wenn du vernünftig bist.«
»Du redest wie ein Bulle!«
»Ich bin auch einer.«
Da zuckte der andere zusammen, als hätte er einen Stromstoß bekommen. »Ein Bulle!« hechelte er. »Du bist wirklich ein mieser, stinkender Bulle?«
»Ja.«
»Das freut mich, das freut mich sogar sehr.« Seine Augen nahmen einen anderen, fanatischen Glanz an, den Suko sehr wohl registrierte und sich eingestand, daß er wohl einen Fehler mit seiner Aufklärung gemacht hatte. »Weißt du eigentlich, daß ich Bullen besonders liebe? Die verspeise ich vor dem Frühstück. Zwei von deinen Kumpanen habe ich schon zur Hölle geschickt. Hörst du? Ich habe bereits zwei miese Bullen auf dem Gewissen!«
Suko atmete tief ein. Er hatte doch einen Fehler gemacht. Er hätte seinen Beruf nicht nennen dürfen.
»Zwei Bullen sind kaputt. Und du wirst der dritte sein, Chinese. Das kannst du mir glauben.«
»Diesmal kriegt man dich!«
»Nein, nie, denn ich bin besser. Viel besser, als du denkst. Sechs Kugeln sind in der Trommel. Eine ist für sie hier, die anderen fünf jage ich dir in den Schädel, Chinese.« Er grinste böse. Sein Gesicht glich dabei einer teuflischen Maske.
Da begann die Frau zu schluchzen. Bisher hatte sie sich halten können, nun aber konnte sie nicht mehr. Sie schluckte ihr Mund bewegte sich, sie wollte etwas sagen, doch sie brachte einfach kein Wort hervor. Nur dieses Schluchzen, das die Stille durchschnitt und an den Nerven des Gangsters zerrte.
»Hör auf, du Schlampe!« brüllte er die Frau an. »Hör ja auf, sonst…«
Das andere ließ er unausgesprochen, aber sein Gesicht verzerrte sich noch mehr.
Plötzlich geschah das, was Suko längst befürchtet hatte. Von der Diele zweigte nicht nur die Wohnzimmertür ab, sondern auch eine andere. Die zum Bad.
Sie wurde aufgewuchtet, und über die Schwelle sprang ein

rothaariger Mann.

»Helen!« brüllte er.

Sukos Warnschrei kam zu spät. Der Mann war nicht zu halten. Er sah seine Frau als Geisel des Gangsters und stürzte auf sie zu.

Der Killer reagierte sofort. Er drehte den Revolver, so daß die Mündung am Kopf der Geisel vorbeiwies.

Dann schoß er!

***

Aus kalten Augen blickte Dr. Easton, der Vampir, auf die Versammelten.

Sechs Menschen standen vor ihm. Jeder Anwesende hielt ein Glas in der Hand.

Bis zur Hälfte waren die Gläser mit Wasser gefüllt. Auf dem Boden der Gläser lag ein kleines, ovales Ding. Die gefährliche Pille.

Nur Mabel hatte kein Glas genommen. Sie stand im Hintergrund, nahe dem Buffet und beobachtete die Gesellschaft, die sie irgendwie anekelte.

Diese Menschen waren satt, sogar übersatt. Sie suchten nur nach neuen Möglichkeiten, um sich zu amüsieren. Zahlreiche Spielarten hatten sie schon ausprobiert, eine fehlte ihnen noch. Eben diese Pille. Mabel Jenkins wußte nicht, wie Dr. Easton seinen Gästen die Pille schmackhaft gemacht und angepriesen hatte, auf jeden Fall hatte niemand von ihnen, außer ihr, es abgelehnt, die Pille einzunehmen.

Auch Dr. Easton hielt ein Glas in der Hand. Auf dem Grund lag ebenfalls eine kleine, rote Tablette. Er hatte sich entschlossen, noch eine zu nehmen.

»So, Freunde«, sagte er. »Ihr seid alle bedient. Habt ihr noch Fragen?«

»Ja.« Gibbons war es, der sprach. »Wie enthemmt werden wir denn sein?«

»Hemmungslos«, erwiderte Easton. »Ihr werdet euch nach dem Blut anderer sehnen.«

»Ha, ha«, lachte Gibbons. »Das habe ich mir schon immer gewünscht. Toll ist das. Sie sind ein Wunderdoktor, Herr Doktor.« Er lachte über seinen angeblichen Witz.

»Na denn«, sagte der Vampir und hob das Glas. Kalt beobachtete er seine Gäste. Sie würden sich wundern, sie sollten trinken und danach…

Blut gab es ja. Er war gar nicht so traurig gewesen, daß Mabel nichts genommen hatte.

»Cheerio!« rief er.

Die drei Paare blickten sich gegenseitig an, schauten zu Easton und hoben die Gläser.

Sie tranken.
Nicht hastig oder in einem Zug, sondern langsam, genußvoll und bedächtig. Mit dem fließenden Wasser rutschten auch die Pillen über den Glasrand und berührten ihre Lippen, wo sie vorbeiglitten und zwischen den Zähnen verschwanden.
Sie schluckten.
Easton hatte als erster sein Glas geleert. Er stellte es ab, ein Lächeln kräuselte seine Lippen, und er vernahm das Kichern einer Frau, die noch einmal nachtrinken mußte, weil sie beim ersten Schluck die Pille nicht herunterbekommen hatte.
Schließlich waren sämtliche Gläser leer.
»Nun«, fragte der Arzt, »wie haben sie euch gemundet?«
»Komisch, die schmeckten nach nichts«, erwiderte Mrs. Gibbons und stieß auf, wobei sie rot wurde und verlegen ihre Hand vor den Mund preßte.
»Sind das Antörner?« rief Frank Forman.
»Ja.«
»Ich merke noch nichts.«
Da lächelte der Arzt. »Warte ab, bis sie sich im Magen aufgelöst haben.«
Er war jetzt dazu übergegangen, alle zu duzen.
Mabel Jenkins hatte sich bewußt zurückgehalten. Sie war auch froh darüber, daß niemand an sie dachte, aber die Sprechstundenhilfe hatte die Anwesenden keine Sekunde aus den Augen gelassen. Und sie fragte sich, was Easton ihnen für ein Teufelszeug verabreicht hatte?
War es tatsächlich eine Enthemmungspille.
Leicht möglich, denn zahlreiche Menschen wurden erst dann richtig lustig, wenn sie solche Aufputscher zu sich genommen hatten.
»Nun haben wir die Pillen genommen«, rief die Frau des Frank Forman.
»Was tun wir jetzt?«
»Abwarten.«
»Worauf?«
»Auf die Wirkung!«
Und eine andere Frau fragte verschüchtert: »Sollen wir schon beginnen, uns zu entkleiden?«
Sie erntete Gelächter und von Easton einen spöttischen Blick. »Nein, das braucht ihr nicht. Dafür war die Pille auch gar nicht gedacht. Sie erfüllt einen ganz anderen Zweck.«
»Und welchen?« schrie Gibbons.
»Das will ich euch zeigen. Schaut mich mal genau an, ihr netten Gäste!«
Sein Spott war nicht zu überhören, und der Arzt lehnte sich zurück, wobei er den Mund öffnete.

Weit riß er beide Kieferhälften auseinander, so daß jeder seine Zähne sehen könnte.

Nur Mabel nicht. Sie brauchte es auch nicht. Dafür hörte sie die Kommentare.

»Ein Vampir!« Dumpf sprach jemand die beiden Worte.

Sie waren noch nicht richtig ausgesprochen, als auch eine Frau anfing zu kreischen. »Ein Vampir! Ja, er ist ein Vampir. Herrlich, wir haben es mit Dracula zu tun.«

Forman schüttelte seinen Bullenschädel. »Okay, du hast uns genügend Schrecken eingejagt, mein lieber Easton. Jetzt nimm deine komischen Zähne aus dem Mund.«

Da grinste der Arzt breit. »Ich kann meine komischen Zähne nicht aus dem Mund nehmen.«

»Und warum nicht?« schrillte die Stimme von Formans Gattin, einer unechten Rothaarigen. »Sind die etwa echt?«

»Genau, meine Liebe. Die Zähne sind echt. Ich bin auch kein nachgemachter Vampir, sondern ein richtiger Blutsauger.«

Lachen. Zuerst zaghaft, ein wenig hilflos klingend. Dann die Blicke.

Unsicher, spöttisch, auch nachdenklich.

»Mach doch keinen Unsinn!« sagte Gibbons. »Du kannst zugeben, daß du dir einen Scherz mit uns erlaubt hast.«

»Das war kein Scherz.«

»Wie?«

»Ihr habt doch alle die Pille genommen. Sie löst sich in eurem Magen auf, ihr Wirkstoff wird in den Blutkreislauf geraten und seine, sagen wir ruhig Macht, entfalten. Ihr, meine Lieben, werdet auch zu Vampiren.«

Es lachte niemand. Dr. Easton hatte mit ernster Stimme gesprochen.

Man schaute sich gegenseitig an, suchte in den Gesichtern der gegenüberstehenden Personen nach irgendwelchen Anzeichen, aber da war noch nichts.

Auch Mabel Jenkins bemerkte die Blicke. Und sie hatte die Worte ihres Chefs wohl verstanden. Nein, diese Zähne, die Easton da präsentiert hatte, waren echt. Er hatte sich wirklich kein zweites Gebiß in den Mund gesteckt.

Mabel wollte nicht mehr länger bleiben. Dieses Haus war ihr unangenehm geworden. Sie war zudem nur auf großes Drängen hergekommen. Nun wollte sie nicht mehr. Jeder Spaß hörte irgendwann einmal auf. Obwohl die Sache mit dem Vampirismus wirklich nicht als Spaß zu bezeichnen war.

Sie stand nicht weit von der Tür weg und bewegte sich auf sie zu. Die anderen achteten nicht auf sie, jeder war mit sich selbst beschäftigt, und Dr. Easton wandte ihr den Rücken zu.

Das wollte sie ausnützen.

Sie kam ungesehen bis zur Tür, drückte die Klinke nach unten und erstarrte regelrecht.

Die Tür war verschlossen!

Jemand, wahrscheinlich Easton, hatte sie unbemerkt abgeschlossen. Er wollte seine Schäfchen nicht entkommen lassen.

Mabels Herz klopfte plötzlich schneller. Sie sah sich in Gefahr. Dazu hörte sie noch die Stimme ihres Chefs. »Wo wolltest du denn hin, Mabel?« Easton drehte sich und schaute sie breit grinsend an, wobei seine beiden spitzen Vampirzähne wirklich nicht zu übersehen waren.

»Ich…ich…ich müßte mal zur Toilette.« Im letzten Augenblick fiel ihr die Ausrede ein.

»Das hat Zeit, kleine Mabel. Erst einmal siehst du dir unser Spielchen mit an.«

Ein Schrei!

Hoch und schrill, der in einem Schluchzen endete. Mrs. Forman stand gebückt da. Sie hatte den Mund geöffnet und fühlte mit den Fingern über ihre obere Zahnreihe.

»Was ist los?«, rief ihr Mann. »Du stehst da, als hättest du in die Hose gemacht.«

»Ich…ich spüre es. Sie sind da…«

»Wer ist da?«

»Die Zähne!« schrie sie, sprang in die Höhe, schlug die Hände auf die Schultern ihres Mannes und riß ihn zu sich heran, wobei sie weit den Mund öffnete und ihre Zähne präsentierte.

Ihr Gatte fuhr zurück und hörte wieder das Lachen seiner Frau. Diesmal nicht entsetzt, sondern kalt, hart und triumphierend. »Ich bin ein Vampir!« keuchte sie. »Ein verdammter Blutsauger, und ich werde auch dir das Blut aussaugen.«

Dr. Easton stand dabei und lächelte. Er hielt ein Glas Sekt in der rechten Hand. Ihn schien das köstlich zu amüsieren, im Gegensatz zu Mabel Jenkins, deren Angst immer größer wurde.

»Siehst du mich nicht!« schrie Mrs. Forman. »Ein Vampir! Und ich werde dich anbeißen, Frank. Du siehst wirklich zum Anbeißen aus.« Sie sprang ihn an und wollte ihre Zähne in seinen Hals hacken, als Forman mit dem Handrücken zuschlug und dabei das Gesicht seiner Frau traf.

Die Zähne verfehlten ihn.

Sie berührten zwar die Haut, drangen jedoch nicht ein, sondern rutschten am Hals entlang.

Forman stieß seine Frau weg. »Hau ab, Mensch! Such dir für deine Spiele einen anderen…«

Seine Gattin lachte. »Du… du bist doch auch ein Vampir. Fühl mal selbst. Deine Eckzähne, sie… sie stehen schon ziemlich weit vor. Du bist ein Blutsauger, mein Lieber.« Die Frau drehte sich im Kreis,

schaute auch die anderen an und deutete auf jeden von ihnen mit einem Finger.

»Ihr seid alle Blutsauger, alle! Jeder von euch ist ein Vampir, und ihr werdet Blut brauchen. Immer und immer wieder!« Sie schrie und kreischte.

Die übrigen Gäste sagten nichts. Allerdings hatten die Worte der Frau sie unsicher gemacht. Das war deutlich an ihren Blicken zu erkennen.

Sie schauten sich gegenseitig an und prüften tatsächlich nach.

Währenddessen flüsterte Mrs. Forman: »Die Pille. Sie war es. Sie hat uns verändert.« Wieder lachte sie.

Dr. Easton trank inzwischen das zweite Glas. Gelassen beobachtete er die Vorgänge.

Seine Tabletten hatten ihre Wirkung nicht verfehlt!

Sämtliche sechs Gäste waren zu Vampiren geworden. Alle prüften selbst. Jeder wollte sich von den Worten der Frau überzeugen, und sie stellten fest, daß sich ihre beiden Eckzähne verändert hatten.

Sie waren länger geworden und spitzer.

Mrs. Gibbons sprach es aus. Die Worte klangen wie ein Knurren. »Wir sind keine Menschen mehr. Wirklich nicht. Wir sind Vampire, Blutsauger!« Dann klatschte sie in die Hände und wollte sich überhaupt nicht mehr beruhigen.

Die übrigen Gäste hatten sich mit der Veränderung abgefunden. Sie waren jedoch nicht ängstlich oder drehten durch, sondern freuten sich wirklich mit.

Jeder war plötzlich froh über die Verwandlung, die er durchgemacht hatte.

Der Arzt ließ sie erst einmal in Ruhe. Er wartete einige Minuten ab, bis sich die. Leute an die neuen Tatsachen gewöhnt hatten.

Nur Mabel Jenkins konnte sich nicht damit abfinden. Neben der Tür stand sie an die Wand gelehnt, schaute mit weit aufgerissenen Augen auf die sechs Personen, und ihre Angst steigerte sich immer mehr.

Vampirgeschichten und auch Filme über dieses Thema hatte sie des öfteren gesehen, aber nie geglaubt, daß so etwas einmal Wirklichkeit werden könnte.

Sie wußte auch, daß Vampire Blut brauchten.

Menschenblut!

Und sie war der einzige Mensch zwischen ihnen.

Wurde sie nicht schon von kalten, blutgierigen Augen fixiert? Schätzte man nicht bereits ab, wann und wohin die anderen beißen wollten?

Stand nicht ihr Hals im Mittelpunkt der Blicke?

Sie schauderte. Über ihren Rücken lief eine Gänsehaut. Sie suchte nach einem Fluchtweg. Da die Tür verschlossen war, blieb nur das große Fenster.

Dahinter lag dunkel der Garten. Die Leuchten brannten nicht, und wenn es hart auf hart kommen sollte, würde sie versuchen, durch das Fenster zu fliehen. Dann mußte sie sich eben gegen die Scheibe werfen, auch wenn sie schwere Verletzungen riskierte.

Trotz der Angst gelang es Mabel Jenkins, ihre Gedanken zu ordnen. Sie sah auch die Möbelstücke und entdeckte einen Stuhl. Wenn sie ihn durch die Scheibe schleuderte, hatte sie bereits viel geschafft. Dann konnte sie hinterher springen. Die letzte Chance mußte sie nutzen, bevor sich die Blutsauger auf ihre eigentliche Aufgabe besannen und sie direkt angriffen.

Noch waren die sechs Vampire mit sich selbst beschäftigt, so daß Mabel ihre Chance sah.

Sie bewegte sich nach rechts und ging auf Zehenspitzen ihrem Ziel entgegen.

Niemand schenkte ihr Beachtung. Dabei vergaß sie allerdings Dr. Easton, der sie sehr wohl beobachtete. Er hatte den großen Über- und Durchblick behalten.

Er wollte, daß das getan wurde, was er sagte und befahl. Auch Mabel mußte ihm gehorchen, denn mit ihr hatte er etwas Besonderes vor. Sie sollte ein Geschenk werden.

Er raubte ihr nicht die Illusion und ließ sie erst einmal weitergehen. Die anderen redeten aufeinander ein. Sie waren vollkommen durcheinander, konnten es kaum fassen und mußten sich erst damit abfinden, keine Menschen mehr zu sein.

Äußerlich zwar noch, aber innerlich hatten sie sich längst verändert.

Mabel Jenkins streckte ihre Arme aus, und die Hände fielen auf die Lehne des Stuhls.

Die Finger krallten sich um das gebogene Holz. Ein Ruck, und sie hatte den Stuhl in die Höhe gerissen.

Bis zum Fenster betrug die Entfernung leider noch einige Schritte. Sie wollte aber wuchtig und gezielt werfen, deshalb lief sie mit dem Stuhl, wobei sie ihn hoch über den Kopf schwang.

Da griff Easton ein.

Bevor Mabel Jenkins das Sitzmöbel schleudern konnte, war er bei ihr, bekam ein Bein zu fassen und riß Mabel den Stuhl aus den Händen.

Zuerst bemerkte sie überhaupt nicht, was geschehen war. Erst als sie ihre Arme nach vorn schleuderte und durch den eigenen Schwung weitertaumelte, wurde ihr bewußt, daß sie verloren hatte.

Den Schlag des Doktors sah sie nicht. Sie spürte nur die Wirkung. Der Hieb schleuderte sie so weit nach vorn, daß sie dicht vor der großen Scheibe liegenblieb.

Unter dem vierten Wirbel schien ihr Rücken zu brennen, dort hatte der Fausthieb sie getroffen. Ihr dumpfer Aufprall wurde auch von den

anderen gehört.

Sie benahmen sich plötzlich nicht mehr wie Menschen. Schreiend stürzten sie auf Mabel zu. Bevor Easton eingreifen konnte, waren die ersten schon bei ihr.

Ted Gibbons stand an vorderster Stelle. Er hatte sich gebückt und riß die Sprechstundenhilfe in die Höhe.

Mabel erstarrte in seinem Griff. Die dicken Finger tasteten über ihren Körper. Ekel schüttelte sie. Eine andere Hand griff in ihr Haar, zog den Kopf nach hinten, damit der Hals freilag und die Haut straff gespannt wurde.

Ted Gibbons wollte zubeißen.

Mabel schloß die Augen.

Sie sah nicht, wie Gibbons plötzlich verschwand, sondern hörte nur das klatschende Geräusch. Auch der Griff von ihrem Haar verschwand, und als sie die Augen wieder öffnete, lag Gibbons vor ihr am Boden. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand offen, Speichel rann aus ihm hervor.

»Laßt sie in Ruhe!« schrie Dr. Easton. »Sie gehört mir!«

»Aber wir wollen Blut!« kreischte Mrs. Forman. »Verdammt, wir wollen Blut!«

»Das bekommt ihr auch. Später. Erst einmal müssen wir hier weg!«

»Und wohin?«

»Es ist alles vorbereitet. Und ihr kommt mit!«

Da schwiegen die Blutsauger. Sie erkannten instinktiv den Arzt als ihren Chef an. Nur die Gibbons reagierten anders. Sie wollten für sich bleiben und keine Befehle annehmen.

Ted Gibbons umfaßte seine Frau und zog sich mit ihr zurück. »Nein, wir gehen nicht mit dir!« schrie er. »Du kannst mich nicht zwingen. Wir werden hier warten und…«

»Dann muß ich euch pfählen!«

Easton hatte die Worte gesprochen, und sie verfehlten die Wirkung nicht.

Alle duckten sich. Angst leuchtete in ihren Augen. Als Vampire wußten sie, was das Wort zu bedeuten hatte. Wenn jemand einen Pfahl durch ihr Herz schlug, war es aus.

Endgültig…

»Na?« höhnte der Arzt.

Die Gibbons schauten sich an. »Wohin willst du uns abschleppen? Wohin?«

»Das sage ich euch später.«

»Nein, jetzt!«

Easton lächelte. »Gut, ich will euch das meiste verraten. Wir haben uns etwas ausgedacht. Särge warten auf euch. Herrliche Särge, die eure Ruhestätten werden sollen. Wollt ihr nicht mit?«

Schweigen.

Die meisten nickten. Sie hatten plötzlich eine völlig andere Beziehung zu den Särgen. Sie empfanden sie als wunderbar, als herrlich und schön.

»Na?«

Gibbons blieb hart. »Ich werde nicht mit euch gehen. Ich bleibe hier, verdammt. Und ich gehe morgen in mein Haus. Hast du verstanden, Easton?«

»Ja, du hast laut genug gesprochen.«

»Und was sagst du dazu?«

Als Antwort griff der Arzt unter seine Smokingjacke und holte einen länglichen braunen Gegenstand aus Eichenholz hervor.

Es war ein Pfahl…

***

Auf dem Weg zu Dr. Easton telefonierte ich mit der Zentrale und fragte nach Suko. Vielleicht hatte er sich dort gemeldet und eine Nachricht hinterlassen.

Ich wurde enttäuscht. Die Kollegen hatten von dem Chinesen nichts gehört.

Das hob meine Laune natürlich nicht, im Gegenteil, sie sackte in den Keller. Zudem machte ich mir wirklich Sorgen um den Chinesen. Was er da getan hatte, war riskant gewesen. Auch ein Kämpfer wie er war nicht unbesiegbar.

Ich rollte durch das nächtliche London. Es war kälter geworden. Die Temperaturen bewegten sich wieder um den Gefrierpunkt herum. Einige Wagen überholte ich, denn ich fuhr ziemlich zügig.

Daß wir erst die kleine Spitze eines gewaltigen Eisbergs entdeckt hatten, war mir längst klar. Diese Vampirpillen stellten eine ungeheure Gefahr dar. Nie hätte ich gedacht, daß das Erbe der Fariacs so eine Wirkung zeigen würde.

Die Mordliga um Dr. Tod herum war auch geschwächt ein verflucht harter Brocken. Aufgeben würde Morasso auf keinen Fall, sondern es immer wieder versuchen. An die anderen Gegner, die Gesamtheit der Hölle und das Erbe des alten Atlantis, wollte ich erst gar nicht denken.

Denn was da auf meine Freunde und mich zukam, war unwahrscheinlich.

Easton wohnte in Chelsea. Ich kannte die Straße nicht. In der Markham Street, einer Nebenstraße der King’s Road, hielt ich an und schaute auf dem Plan nach.

Dort entdeckte ich die kleine Sackgasse, wo der Arzt sein Haus hatte.

Ich gab wieder Gas. Nur ein paar Ecken weiter mußte ich fahren, um mein Ziel zu erreichen.

Schließlich rollte ich durch die ausgestorbene Straße. Da war

niemand auf den Beinen, aber rechts von mir, durch einen Vorgarten von der Straße getrennt, lag das Haus des Arztes.

Ich fand ein offenes Tor.

Die Gartenleuchten brannten und markierten den Weg zum Haus hoch.

Ich entdeckte mehrere Wagen vor dem Bau und konnte davon ausgehen, daß die Party noch nicht beendet war.

Ich dachte auch daran, daß die Gäste nur Werkzeuge in den Klauen des Vampirs sein würden und beeilte mich deshalb, die Auffahrt hochzukommen.

Vor dem Haus stoppte ich.

Es war alles ruhig. Niemand schrie, ich hörte keine Stimmen, blieb unter der Überdachung der Tür stehen und suchte nach der Klingel.

Ein heller Schein im Mauerwerk stach mir ins Auge. Ich lockerte meine Waffe und dachte auch an das Kreuz sowie an den geweihten Dolch in der Scheide.

Ausgerüstet war ich gut.

Dann vergrub ich den Knopf unter meinem Daumen und lauschte dem Gong nach, der durch das Haus wehte…

***

Ein Vampir will einen Vampir pfählen!

So etwas war schon fast pervers und wohl noch nie vorgekommen. Den Pfahl hielt Clifford Easton in der rechten Hand seines angewinkelten Arms. Die Spitze zeigte genau auf den Gegner.

Die anderen wichen zurück. Das war eine Sache, die nur Easton und Gibbons etwas anging. Ein Machtkampf zwischen den beiden. Die übrigen waren wie Tiere aus einer Herde. Sie würden sich hinterher dem Sieger zuwenden.

Mrs. Gibbons war zurückgewichen. Sie hielt allerdings zu ihrem Mann und feuerte ihn mit Worten an.

»Laß dir nichts gefallen, Ted! Zeige ihm, daß du der Macher bist! Wehre dich!«

Das hatte Easton auch vor. Sein Blick war auf die Spitze der seltsamen Waffe fixiert. Eichenholz konnten die Vampire anfassen, es durfte nur nicht in ihren Körper und damit in das Herz dringen, dann war für sie das »Leben« beendet.

»Willst du es dir nicht noch einmal überlegen?« erkundigte sich Easton lauernd.

»Nein!«

»Dann willst du sterben?«

»Auch nicht.«

Easton lachte. »Du hast keine Chance gegen mich, Gibbons. Wirklich, höre auf mich!«

Starrsinnig schüttelte der andere den Kopf. Er selbst trug keine Waffe bei sich, aber er mußte sich verteidigen, glitt zur Seite und hob ein kleines Beistelltischchen an, dessen Beine er mit den Händen umklammerte und es als Deckung vor seinen Körper hielt.

Das war die richtige Abwehrwaffe.

Easton schlich näher. Dabei schüttelte er den Kopf. »Glaube nur nicht, daß es dir hilft, Ted. Nein, du hast keine Chance gegen mich. Ich werde dich fertigmachen, darauf kannst du dich verlassen. Wer mir nicht folgt und gehorcht, hat auf dieser Welt als Vampir nichts verloren.«

Ted erwiderte nichts. Er konzentrierte sich auf seinen Gegner. Aus einer Ecke war das Schluchzen der Sprechstundenhilfe zu hören. Ihr Körper bebte, die Angst war riesengroß, doch sie wagte nicht, etwas zu unternehmen, denn die übrigen Blutsauger ließen sie für einen Moment aus den Augen. Einen zweiten Fluchtversuch würden sie auf ihre Art und Weise vereiteln, was für Mabel nur den Tod bedeutete.

Gibbons glitt zur Seite, denn Easton hatte zugestoßen. Dabei war sein rechter Arm vorgezuckt, und fast hätte die Spitze des Pfahls das Holz berührt.

»Einfach mache ich es dir nicht«, flüsterte Ted. »Darauf kannst du dich verlassen.«

Easton lachte nur. Er hatte sich geduckt, seine Augen leuchteten, und ihm machte der Kampf Spaß.

Bis Gibbons den Ausfall riskierte. Er sprang ohne Warnung vor und rammte auch seine kleine Waffe nach vorn. Der Beistelltisch war auf den Kopf des Doctors gezielt und hätte sicherlich getroffen, wenn Easton nicht nach hinten gesprungen wäre. Dabei hatte er Pech. Auf einer Teppichfalte rutschte er aus und fiel zu Boden.

Auf dem Rücken blieb er liegen.

Hoch hob Gibbons das kleine Möbelstück über seinen Kopf und wuchtete es dann nach unten.

Easton drehte sich auf dem Boden liegend zur Seite. Trotzdem konnte er einen Treffer nichtvöllig vermeiden. Die Kante streifte seinen Rücken.

Ein normaler Mensch hätte vielleicht aufgeschrieen, nicht so der Arzt. Er war ein Vampir und spürte keine Schmerzen.

Der zweite Schlag erwischte ihn am Bein, das er halbhoch und ausgestreckt gehalten hatte.

Mrs. Gibbons spornte ihren Gatten an. Sie sah ihn auf der Siegerstraße, denn Easton kam nicht dazu, den Eichenpfahl einzusetzen. Er mußte sich auf seinen starken Gegner konzentrieren, der auf keinen Fall aufgeben würde.

Er schlug und schrie. »Ich werde dir den verdammten Pfahl entreißen!« zischte er. »Du wirst keine Chance bekommen, keine,

darauf kannst du dich verlassen.«

Und wieder hämmerte er zu.

Dieser Hieb traf nur den Teppich. Gibbons befand sich in einem regelrechten Rausch, weil er nicht aufgeben wollte, er dachte allerdings auch nicht an seine eigene Sicherheit und Deckung.

Easton konnte zu einem Konterschlag ansetzen. Seine Beine schnellten vor, sie wurden zur Zange und umklammerten die Fußgelenke seines Gegners.

Dem plötzlichen Ruck hatte der andere nichts entgegenzusetzen. Er wurde einfach überrascht. Plötzlich befand er sich in der Luft, ruderte mit den Armen und krachte zu Boden.

Den kleinen Tisch verlor er dabei. Er wirbelte über den Boden und wurde von einem Fuß gestoppt.

Easton warf sich augenblicklich nach vorn. Er hatte den rechten Arm erhoben und kreischte: »Jetzt bist du dran!«

Hart wollte er zustoßen, und sein Gegner schaffte es auch nicht mehr, die Beine anzuziehen, um den anderen wegzustoßen, es gelang ihm allerdings, den rechten Arm des Arztes abzuwehren, so daß die Pfahlspitze neben seiner Brust in den Teppich rammte.

»Ich mach dich fertig!« brüllte Easton. Mrs. Gibbons begann zu schreien.

Da schellte es.

Der Gong war laut genug, um auch im Wohnraum vernommen zu werden. Die Vampire und auch Mabel, der einzige Mensch, erstarrten zur Bewegungslosigkeit.

Über Mabels Rücken lief ein Schauer.

Ein Besucher mitten in der Nacht. Eine Hilfe vielleicht? Sie hoffte es. Nur, was konnte dieser Mann schon gegen die anderen ausrichten, gegen die Nichtmenschen?

Die Feindschaft zwischen Gibbons und Easton war vergessen. Plötzlich erinnerten sie sich wieder ihrer Gemeinsamkeiten, und Gibbons drehte sich unter Easton zur Seite, ohne daß dieser etwas dagegen unternahm.

Noch einmal ertönte der Gong.

Easton ließ den Pfahl verschwinden, zog sein Jackett glatt und nickte den anderen zu. »Ich werde nachsehen.«

»Wer kann das sein?« fragte Forman.

Easton hob die Schultern und grinste. »Auf jeden Fall ein Mensch, meine Freunde.«

Und Elisa Lloyd, der dritte weibliche Vampir, flüsterte: »Blut, Freunde. Wir bekommen Blut…«

***

Einer Kugel kann man kaum ausweichen, erst recht nicht, wenn diese

aus kurzer Entfernung abgefeuert wird. Im Sprung bemerkte der rothaarige Mann, auf was er sich eingelassen hatte, daß die Revolvermündung gedreht war und nun auf seinen Körper zeigte.

Für eine Zehntelsekunde vielleicht verzerrte sich sein Gesicht, und in dieser Zeitspanne geschah es.

Der Killer drückte ab.

Ein infernalisches Krachen war zu hören. Vor dem Lauf platzte eine Feuerblume auf. Die Kugel schlug wuchtig in den Körper des springenden Mannes, konnte ihn jedoch nicht mehr stoppen, so daß der Rothaarige gegen seine Frau und den Gangster prallte.

Auf seiner Brust war ein roter Fleck zu sehen, der sich schnell vergrößerte.

Der Schwerverletzte oder schon Tote drückte den Killer und seine Geisel in die Ecke.

Die Frau fing fürchterlich an zu schreien. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit, und Suko griff ein. Er machte sich nicht erst die Mühe, seine Beretta aufzuheben, das hätte einen Zeitverlust bedeutet, er überbrückte die Entfernung mit einem gewaltigen Satz, und bevor der Killer seine Waffe abermals herumschwenken konnte, traf Sukos Hieb dessen Handgelenk und schleuderte ihm den Revolver aus den Fingern. Der Chinese hatte sehr viel Kraft in den Schlag gelegt, und er wußte auch nicht, ob der andere sich nicht das Gelenk gebrochen hatte, aber das war ihm egal. Hier ging es um das Leben von Unschuldigen.

Der Killer heulte wie eine Sirene. Der Schmerz hatte ihm das Wasser in die Augen getrieben.

Suko packte mit der linken Hand die Schulter des Mannes, riß mit der rechten Hand die Frau aus dem Griff und schleuderte den Killer längs durch den Flur gegen die Garderobe, wo er zwischen die Mäntel fiel und nur noch sein Unterkörper zu sehen war.

Suko wühlte die Kleidung zur Seite, sah das ängstliche Gesicht des Mörders, preßte beide Hände gegen die Brust des Mannes, wobei er ihn mit dem Rücken gegen die Wand drückte.

»So!« zischte der Chinese. »Jetzt hör mir genau zu!« Er mußte laut sprechen, weil die Frau noch schrie, und er wollte auch die Schocksituation des anderen ausnützen. Wenn der Mann tatsächlich zwei Polizisten getötet hatte, dann war er ein eiskalter Profi, den nichts so leicht erschüttern konnte.

»Rede!« zischte Suko. »Woher hast du den Sarg? Zu wem wolltest du?«

»Auf dem Boot!« keuchte der andere. »Die Särge liegen auf dem Boot.«

»Wo genau?«

»Ein altes Haus- und Hotelboot. Es ist nicht mehr im Dienst. Ich

werde…«
Was er wollte, erfuhr Suko nie, denn der Kerl beugte seinen Kopf nach vorn und stieß damit zu.
Suko bekam den Treffer mit. An der Kinnspitze hatte er das Gefühl, seine Knochen würden auseinanderfliegen, und er ließ den Killer los. Der sprang sofort auf Suko zu, wollte schlagen, schrie jedoch auf, als er seinen verletzten rechten Arm hob. Die Hand hing seltsam verdreht von seinem Gelenk, er konnte sie nicht mehr gebrauchen.
Mit der anderen war er langsamer. Zudem wollte Suko ihn auch außer Gefecht setzen und konterte hart, aber dosiert.
Der Killer verdrehte die Augen, seufzte und fiel bewußtlos zu Boden, wo er liegenblieb.
Suko betastete sein Kinn. Der Schmerz strahlte über die Wangen hoch zu seinem Kopf. Darum konnte er sich nicht kümmern. Mann und Frau waren wichtiger.
Die Frau war weinend neben ihrem Mann in die Knie gesunken. Suko war rasch bei ihnen. Er tastete nach dem Puls des Angeschossenen. Der Chinese atmete auf.
»Ihr Gatte ist nicht tot«, beruhigte er die Frau. »Aber er muß sofort abtransportiert werden. Haben Sie ein Telefon?«
»Ja, im Wohnzimmer.«
Suko eilte dorthin. Der Apparat stand neben dem Fernseher. Der Chinese wählte den Notruf und machte die Rettung mobil.
Als er wieder in die Diele zurückkam, sah er die beiden Uniformierten. Sie hatten ihre Waffen gezogen, und die Mündungen wiesen auf den Inspektor.
»Die Hände hoch!« wurde Suko angefahren.
Der Chinese folgte der Aufforderung. Es war besser, denn manche Polizisten besaßen einen nervösen Zeigefinger, vor allen Dingen in unruhigen Zeiten.
»Was ist hier passiert?«
»Der Mann hinter mir ist angeschossen«, erwiderte Suko. »Ich habe einen Notarztwagen mobil gemacht.«
»Kleiner Kenner, wie?«
»Ja, als Polizist muß man Kenner sein.«
Die Beamten grinsten. »Sie und einer von uns? Das ist ein verdammt fauler Trick.«
»Darf ich mich ausweisen?«
Die beiden Polizisten warfen sich Blicke zu. »Ja, versuchen Sie es. Aber vorsichtig.«
Suko hütete sich, eine Bewegung zu machen, die mißverstanden werden könnte. Er holte den Ausweis in der eingeschweißten Hülle hervor und hielt ihn so, daß die Beamten ihn lesen konnten.
»Tatsächlich, sogar Scotland Yard«, sagte der eine.

»Aber ein Chinese?«
Suko steckte den Ausweis wieder weg. »Sind nicht alle Menschen gleich?« fragte er.
Die Polizisten bekamen rote Köpfe. Suko gab den Männern die Anweisung, Neugierige fernzuhalten. Sie gingen nach draußen, und Suko vernahm ihre Stimmen.
Der Killer war noch immer bewußtlos. Er würde es auch eine Weile bleiben, so konnte sich Suko um den Schwerverletzten kümmern.
Der Mann atmete röchelnd und stoßweise. Auf seinen Lippen war Schaum zu sehen. Er mußte starke Schmerzen verspüren, denn sein Gesicht war unnatürlich verzerrt.
»Können wir denn gar nichts tun?« fragte die Frau neben Suko jammernd.
»Leider nicht.«
»Wann kommen denn die Wagen?«
»Er ist unterwegs.« Suko lächelte aufmunternd. »Ihr Mann wird es schaffen, davon bin ich überzeugt.«
»Hoffentlich.« Die Frau schluckte. »Ich…ich werde für ihn beten.«
»Das wird wohl gut sein.« Der Chinese erhob sich wieder und schaute auf seine Uhr. Auch ihm saß die Zeit im Nacken, denn er hatte jetzt eine heiße Spur. Sie führte zu einem alten, ausrangierten Haus- und Hotelboot. Es lag an der Themse, jetzt mußte es nur noch gefunden werden. Suko erinnerte sich dabei an den Fall mit Gordon Schreiber. Er und seine Hexen hatten sich ebenfalls auf einem Boot versteckt. [5]
Bei Razzien wurden sie oft ausgelassen.
Einer der Polizisten stieß die Tür auf. Dann kamen schon die Helfer. Die weißen Kittel stachen sehr deutlich gegen das, düstere Grau des Hausflurs ab.
Ein Arzt war ebenfalls mit. Er schaute sich den Verletzten an und schloß ihn an den Tropf an. Er selbst hielt das Gefäß, gab ein paar knappe Anweisungen, die Helfer legten den Schwerverletzten vorsichtig auf die Trage und schafften ihn hinaus.
Die Frau wollte mit, wurde jedoch vom Arzt wieder zurückgeschickt.
Suko bediente sich noch einmal des Telefons. Da er eine Spur hatte, sollte John Sinclair davon erfahren.
Die Nummer der Hillarys fand er nach einigem Suchen. Dort hob jedoch niemand mehr ab.
John war schon weg. Suko rief in der Zentrale an, dort wußte man auch nichts, und auch als, er das Autotelefon des Bentley aktivierte, meldete sich niemand.
Wo steckte John Sinclair?
Suko dachte nach. Zeit durfte er auf keinen Fall verlieren, denn noch war die Spur heiß. Wenn die andere Seite erst erfuhr, was mit ihrem Mitglied geschehen war, standen die Chancen schon schlechter.

Leider hatte der Killer nicht gesagt, wo das Boot lag. Aber das ließ sich herauskriegen.

Suko hatte es plötzlich eilig. Er verließ die Wohnung, wühlte sich durch den Ring der Neugierigen und suchte nach einem Taxi. Dabei hatte er Glück, einen Wagen zu bekommen.

Sein Ziel war das Yard-Gebäude!

***

Ich hörte das Hallen des Gongs hinter der Tür und wartete darauf, daß diese aufgedrückt wurde.

Zunächst geschah nichts. Nicht einmal Schritte waren zu vernehmen. Mir blieb nichts anderes übrig, als ein zweites Mal zu schellen. Dabei gab ich mehr Stoff und drückte länger, so daß auch das Echo in den oberen Räumen zu hören sein mußte.

Daß jemand im Haus war, lag auf der Hand. Vielleicht traute man sich nur nicht zu öffnen. Sollte das der Fall sein, würde ich versuchen, auf eine andere Art und Weise in das Innere des Baus zu gelangen, das stand fest.

Ich brauchte mich nicht zu bemühen, denn ich vernahm durch das Holz der Tür tatsächlich Schritte.

Dr. Easton öffnete persönlich.

Als er mich sah, hob er voller Erstaunen seine Augenbrauen, lächelte schmal und tat sehr überrascht. »Oberinspektor Sinclair. Sie hier? Wollen Sie mich besuchen?«

»Es sieht so aus!«

»Was kann ich für Sie tun?«

Ich deutete an ihm vorbei in die Diele. »Sollen wir das nicht lieber drinnen besprechen?«

»Wenn Sie meinen.« Er behielt sein Lächeln bei. Nur spiegelte es sich nicht in seinen Augen wider. Für mich war es ganz einfach falsch. Dieser Mann hatte etwas zu verbergen.

Ich ging an ihm vorbei und gelangte in eine Diele, die mit hellem Marmor ausgelegt war.

Die kalte Pracht war nicht so mein Fall. Ich schaute nach links, wo eine freischwebende Treppe nach oben führte und entdeckte auch die große geschlossene Doppeltür.

»Ihre Gäste sind noch anwesend?« fragte ich.

»Ja, Mr. Sinclair. Es bestand kein Grund, die Party abzubrechen. Sie werden verstehen, daß ich mich um Sie kümmern muß als Gastgeber, deshalb fassen Sie sich bitte kurz.«

»Natürlich, gern.« Ich griff in die Tasche und holte die rote, noch eingeschweißte Pille hervor. »Kennen Sie diese kleine Tablette zufällig?« Er wollte sie mir aus der Hand nehmen, ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein, die behalte ich. Es geht mir nur darum, ob sie die

Pille kennen.«

Er krauste die Stirn. »So sehen viele Pillen aus, Mr. Sinclair. Fast jedes Medikament kommt in dieser Form auf den Markt. Es ist nichts Besonderes daran.«

»Nein, äußerlich bestimmt nicht. Es kommt allerdings auf den Inhalt an. Der ist brisant genug.«

»Inwiefern?«

Ich schaute Dr. Easton schräg von der Seite her an. »Wer diese Pille einnimmt, verändert sich.«

»Das ist bei Tabletten oft der Fall. Denken Sie nur an die Aufputschmittel oder an Beruhigungspulver.«

»Schon, Herr Doktor, nur ist diese Pille wirklich einmalig, wenn ich das so sagen darf.«

»Eine Neuentwicklung?«

»So kann man es nennen. Allerdings mit einer alten Substanz gefüllt. Mit einer besonderen Art von konzentriertem Blut, Herr Doktor. Und Sie haben die Pille an Jack Hillary weitergegeben.«

Er schaute mich lauernd an. »Wer sagt das?«

»Ich.«

»Und Sie haben dieses Medikament untersuchen lassen?« Die Frage klang spöttisch.

»Nein, eine Analyse habe ich nicht vorgenommen. Aber ich habe die Wirkung erlebt.«

»Wie das?«

»Jack Hillary ist das beste Beispiel.«

»Sie behaupten also, daß Mr. Hillary dieses Medikament eingenommen hat?«

»Das stimmt.«

»Woher wollen Sie es wissen?«

»Ich weiß es.«

»Von mir hat er sie auf jeden Fall nicht. Oder haben Sie als Zeuge gesehen, daß ich ihm die Pille unterschob?«

»Nein.«

»Sehen Sie. Ihre gesamte Mühe war umsonst, Mr. Sinclair. Sie hätten sich nicht herzubemühen brauchen.«

Abrupt wechselte ich das Thema. »Sie scheinen eine sehr ruhige Party zu führen, Doktor.«

»Wie meinen Sie das?«

»Man hört keine Stimmen, keine Trinksprüche, nicht einmal Gelächter. Wirklich außergewöhnlich.«

Als wollten mich meine Worte Lügen strafen, hörte ich plötzlich den Ansatz eines Schreis. Aber wirklich nur den Ansatz, denn der Schrei wurde sofort erstickt.

Trotz dieser kurzen Zeitspanne hatte ich genau vernommen, daß er

hinter der Doppeltür aufgeklungen war. Ich reagierte sofort, ließ den Doktor stehen und rannte auf die Tür zu.

Heftig zog ich sie auf.

Sechs Partygäste sah ich. Nein, sieben. Eine junge blonde Frau lag halb auf dem Boden und wurde von einem wesentlich stärkeren Mann festgehalten.

Wie die anderen fünf hatte er seinen Mund geöffnet. Und wie auch bei den anderen waren bei ihm die beiden spitzen Eckzähne zu sehen.

Ich war in ein regelrechtes Vampirnest gestoßen.

An die Tragweite dieser Entdeckung konnte ich nicht mehr denken, denn Dr. Easton war mir gefolgt. Bevor ich etwas unternehmen konnte, bekam ich schon einen Schlag in den Nacken, der mich in den Wohnraum katapultierte…

***

Ich versuchte, mich auf den Beinen zu halten, schaffte es allerdings nicht, denn eine Frau bückte sich blitzschnell und zog an dem Teppich, über den ich lief.

Meine rudernden Armbewegungen wirkten bestimmt grotesk, dann schlug ich hin. Ich prallte nicht voll auf den Rücken, sondern konnte mich noch abdrehen und über die Seite wegrollen. Trotzdem sah es nicht gerade günstig für mich aus, der Schlag in den Nacken hatte mich ziemlich geschwächt und auch meine Reaktionen ein wenig gelähmt.

Wie durch einen starken Filter gedämpft, vernahm ich die Befehle des Dr. Easton. »Schnappt ihn euch, saugt ihm das Blut aus. Er soll auch zu einem Vampir werden. Los, er ist der Feind!«

Diese Worte machten mich mobil. Ich gab mir selbst Schwung und rollte unter einen Tisch. Von oben her war ich gedeckt, aber die Gegner kamen nicht aus der Luft, sondern von vorn. Ich sah sie sehr deutlich.

Beide Hände stemmte ich unter die Platte und warf den Tisch kurzerhand um.

Mit ihm fielen mindestens zwei große Blumenvasen. Eine landete unversehrt auf dem Teppich und lief nur aus, die andere allerdings zerbrach, weil sie mit dem harten Marmorboden in Kontakt gekommen war. Das Wasser ergoß sich in einer breiten Lache über den Boden.

Dieser Vorfall hielt die Vampire für einen Moment auf. Einer prallte gegen den auf der Seite liegenden Tisch und schaute auch über die Kante hinweg zu mir hinunter.

Das Gesicht war verzerrt, eine Hand schlug nach mir, doch als ich meine Pistole ziehen wollte, war die Fratze verschwunden.

Hier konnte ich nicht liegenbleiben, das stand fest. Die anderen

befanden sich in einer besseren Lage, irgendwann würden sie mich erwischen, denn ich wußte nicht, ob ich mit jeder Kugel so traf, daß sie erledigt wurden.

Also weg. Zudem wollte ich bei meiner neuen Position Rückendeckung an der Wand haben.

Ich kroch nicht zurück, sondern sprang auf und lief nach hinten, wo an der Wand ein schmales weißes Regal vollgestopft mit Büchern stand.

Hier konnte ich mich verteidigen.

Während des Laufens zog ich meine Waffe, preßte mich gegen die Wand und wollte schießen.

Aber wo waren die Ziele?

So schnell hatte ich noch nie Vampire die Flucht ergreifen sehen.

Niemand befand sich mehr im Raum. Ich hörte aus dem Flur die Schreie, und Eastons Stimme übertönte alle anderen. »Los, wir müssen weg. Das Versteck wartet. In die Särge!«

Die Überraschung hielt mich noch gepackt. So etwas hatte ich wirklich noch nie erlebt. Da hatte man sechs Gegner vor sich, rechnete mit einem Kampf, und dann passierte so etwas.

Die anderen flüchteten.

Warum? Oder wußten sie etwa, daß ich eine mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe bei mir trug?

Nein, weit wollte ich sie nicht kommen lassen, denn die hatten auch die blonde Frau mitgeschleppt, deren Schrei ich von draußen hörte. Sie klangen angsterfüllt, die Frau schwebte wirklich in großer Not.

Ich startete.

Über den Tisch und auch über die Scherben der zerbrochenen Vase sprang ich hinweg und rannte auf den einen offenstehenden Flügel der Tür zu. Als ich drei Schritte davon entfernt war, passierte es.

Hinter der Tür, im toten Winkel, hatten noch zwei Vampire gelauert. Und sie paßten den günstigsten Moment genau ab. Sie stießen die Tür genau dann zu, daß ich keine Chance mehr bekam, zu stoppen.

Die Holzkante wischte dicht an meinem Gesicht vorbei, ich spürte noch den Luftzug und hörte den Knall, mit dem die Tür ins Schloß hämmerte.

Ich prallte gegen sie.

Sind Sie schon einmal gegen eine Tür gelaufen? Wenn ja, dann wissen Sie sicherlich, wie mir zumute war. Mein Gesicht hatte ich nicht richtig schützen können, meine Stirn wuchtete gegen das Holz, und ich sah vor meinen Augen ein Weltall zerplatzen.

Auch die Frauenstimme in meinem Rücken hörte ich. »Pack ihn dir, Ted! Los!«

Ted griff zu.

Seine gewaltigen Pranken umfaßten meinen Körper und klammerten

auch die Arme ein.

Es war der Kerl, der auch die Blondhaarige festgehalten hatte, als ich das Zimmer betrat. Ihn hatte ich soeben noch erkennen können, bevor die Tür zuhieb.

Die Beretta konnte ich nicht heben, da der menschliche Schraubstock seinen Griff nicht lockerte. Ich hörte ihn keuchen, dann hob er mich hoch und wuchtete mich gegen die Tür, ohne mich dabei allerdings loszulassen.

Es gibt Dinge, die kann man mit dem Wort gemein umschreiben. Dies hier war schon hinterlistig und auch verdammt tückisch. Ich konnte dem Aufprall kaum etwas von seiner Wucht nehmen, den Kopf hatte ich zwar noch ein wenig zur Seite gedreht, weil ich nicht voll mit dem Gesicht gegen die Tür schlagen wollte, die Nase hatte trotzdem etwas abbekommen, denn aus dem linken Nasenloch rann Blut.

Das sah auch der weibliche Vampir. »Er blutet schon. Der Hund blutet. Los, noch einmal!«

Wieder wollte mich der andere gegen die Tür wuchten. Wahrscheinlich so lange, bis ich bewußtlos war. Dagegen hatte ich aus verständlichen Gründen einiges.

Als er mich hochhob, streckte ich mein Bein aus, stieß mich mit dem Fuß an der Tür ab und kam ihm zuvor. Sein Stoß nach vorn wurde für ihn zum Bumerang. Ich hatte sehr viel Kraft eingesetzt, und gemeinsam stolperten wir zurück. Dabei trat ich noch mit dem linken Fuß aus und traf auch sein Schienbein. Ein Mensch hätte sicherlich geschrien, er kannte keine Schmerzen.

Dafür fiel er hin.

Und ich auf ihn.

Beide lagen wir auf dem Rücken. Er unter mir, und durch den Aufprall hatte sich auch sein Griff gelockert. Ich gab mir Mühe, drückte beide Arme nach links und rechts weg und sprengte den Griff.

Das sah auch die Frau.

Sie erkannte mit einemmal, daß es nicht so lief, wie sie und der Mann es sich vorgestellt hatten. Voller Wut und Haß griff sie mich an. Sie warf sich auf mich zu, um ihre Zähne in meinen Hals zu hacken. Zudem stachelte sie das aus meiner Nase rinnende Blut noch mehr an.

Ich schoß.

Meine Beretta hatte ich während der Aktion nicht losgelassen. Die Untote mit ihrem geschminkten, verzerrten Gesicht war überhaupt nicht zu verfehlen. Sie bekam die Kugel in die Brust.

Geweihtes. Silber zerstört Vampire.

Auch wenn sie durch eine neue Art und Weise zum Blutsauger geworden waren. Die Kugel hatte sie an der linken Seite getroffen und mußte in ihr Herz gefahren sein. Steif kippte sie noch auf mich, wobei ihr Kopf gegen meine Brust schlug.

Unter mir vernahm ich einen heulenden Laut. Der Vampir hatte ihn ausgestoßen. Er ahnte wohl, was mit der Frau geschehen war und konnte es nicht fassen.

Um weitere Aktionen zu unternehmen, mußte ich erst die Frau loswerden. Ich zog die Knie, so gut es sich machen ließ, an und stemmte den Körper von meinen Beinen.

Als der Vampir nach mir fassen wollte, drehte ich mich mitsamt der Beretta und schoß ihm in die Hand.

Die geweihte Silberkugel fuhr durch den Handteller. Der Blutsauger brüllte infernalisch. Er dachte nicht mehr an mich, und mir gelang es, auf die Füße zu kommen.

Fast wäre ich gestürzt, denn ich war ziemlich wacklig auf den Beinen. Ich stolperte bis zu dem von mir umgekippten Tisch und konnte mich an dessen Kante abstützen.

Schwer holte ich Luft. Die letzten Minuten hatten mir wirklich zu schaffen gemacht. In meinem Kopf wurde ich das Schwindelgefühl nicht mehr los.

Das Blut aus der Nase rann mir auch über die Lippen und hinterließ eine feuchtwarme Spur an meinem Kinn.

Der Vampir kniete am Boden, wobei er seine linke Hand mit der rechten umklammert hielt. Der Griff war nicht so fest, das Blut fand trotzdem seine Bahn und tropfte neben dem Teppich auf den hellen Marmorboden des Zimmers.

Erledigt war er nicht. Aber das Silber bereitete ihm Schmerzen. Er schwankte, sein Gesicht war verzogen, die Lippen zusammengepreßt, und ich konnte einen Blick auf seinen angeschossenen Arm erhaschen.

Er faulte nicht ab, löste sich nicht auf, wie ich es von anderen Vampiren her kannte.

Wirkte das Silber bei ihm nicht so?

Mit einem Taschentuch wischte ich mir das Blut von Kinn und Lippe.

Dann ging ich auf den Vampir zu, wobei ich die Beretta schußbereit in der rechten Hand hielt.

Er starrte mir entgegen und in das dunkle Loch der Mündung. Haß und Schmerz strahlten aus seinen Augen.

Ich senkte die Pistole. »Es ist vorbei«, sagte ich mit kratziger Stimme. »Du hast verloren.«

»Die anderen werden mich rächen.«

»Wohl kaum.«

»Doch. Darauf kannst du dich verlassen. Die Vampirpillen werden ihren Siegeszug weiterführen, Sie…sie…« Er bäumte sich plötzlich auf, als hätte er einen Schlag bekommen. Seine Augen wurden regelrecht verdreht. Dann bekam er das Übergewicht und schlug lang hin.

Aus, vorbei…

Ich schaute ihn an. Sein Gesicht zeigte kein Leben mehr. Das

geweihte Silber hatte ihn doch zerstört, und als ich mir seine Hand ansah, da sah ich die graue Farbe der Haut. Am Einschußloch sah sie dunkler aus.

Dort lag auch das Blut wie eine Schicht auf ihr. Zum Arm hin wurde die Haut heller.

Er reagierte wirklich wie ein Vampir. Mit geweihtem Silber konnte man auch den synthetischen Blutsaugern ein Ende bereiten. Das freute mich.

So modern die Vampirpillen auch waren, den alten Waffen hatten sie nichts entgegenzusetzen.

Wieder hatte es zwei Tote gegeben, und der Fall war noch längst nicht beendet. Aber wie ging es weiter? Wohin waren die anderen geflohen?

Ich zählte im stillen nach. Da waren noch vier Vampire. Zwei Männer und zwei Frauen. Dann kam Easton hinzu und die blonde Frau, die kein Vampir war, wobei ich mich jedoch fragte, ob sie noch lange ein menschliches Dasein führen konnte.

Ich verließ den Raum und schritt durch die leere Diele. Meine Beretta hatte ich nicht weggesteckt, niemand lauerte mir auf. Das Licht brannte, durch die offene Tür wehte der kalte Nachtwind.

Die Wagen waren verschwunden. Nur ein kleiner Toyota stand noch da.

Und mein Bentley. In ihn setzte ich mich und griff zum Telefon. Ich mußte die Zentrale erreichen, vielleicht hatte sich Suko gemeldet und irgendeine Nachricht hinterlassen, denn der Chinese kannte die Spielregeln genau.

»Oberinspektor Sinclair«, sagte das Mädchen, das die Anrufer zumeist weiter verband, wenn sie nicht direkt wählten. »Man hat nach Ihnen gefragt.«

»Und wer?«

»Inspektor Suko.«

Ich grinste. Also war ihm nichts passiert. »Hat er eine Nachricht hinterlassen?«

»Ja, Sir. Er ist wieder unterwegs. Ich soll Ihnen bestellen, daß Sie zu einem Schiff kommen möchten.«

»Davon gibt es viele.« Ich war plötzlich nervös.

»Das Schiff heißt Star of London.«

»Noch nie gehört den Namen. Und wo liegt es? Hat Inspektor Suko das auch gesagt?«

»Cheyne Walk. Zwischen der Battersea und Albert Bridge.«

»Das ist gar nicht mal so weit weg«, murmelte ich.

»Was sagten Sie, Sir?«

»Nichts Bestimmtes. Eine genauere Angabe können Sie auch nicht machen?«

»Nein, Sir, tut mir leid.«

»Trotzdem, vielen Dank.« Ich hängte ein, saß zwei Sekunden bewegungslos und startete.

Ich war wirklich gespannt, was das Boot mit unserem Fall zu tun hatte…

***

Die Themse wirkte in der Nacht wie eine schwarze Fläche. Der kalte Nordwestwind fuhr über das Wasser, bewegte es zu Wellen, die sich ausbreiteten und den beiden Ufern entgegenliefen, wo sie über Steine und Schwemmsand langsam ausrollten.

Der Wind fuhr auch über die Aufbauten des alten Ausflugdampfers. Als hätte er 1000 Hände, so drang er in jeden Spalt, in jede Ritze, wollte anheben, was nicht fest war und versuchte, an Ecken, Kanten und Vorbauten sein Glück.

Das Schiff, es lag vertäut im Wasser, und ein Steg führte zu ihm hin, wiegte sich im Rhythmus der anlaufenden Wellen, als würde es sich vor der Themse, dessen Namen es trug, verneigen. Leer und verlassen sah es aus, abgewrackt, dem Zerfall überlassen. Es hatte seine Dienste getan, niemand brauchte es mehr.

Die äußere Ruhe täuschte.

Unterhalb der Aufbauten, im Bauch des Schiffes, gärte es. Dort stand die makabre Last. Zwanzig Särge hatte Lady X herschaffen lassen, und jeder Sarg hatte seinen Platz gefunden. Sie standen nebeneinander.

Zehn an jeder Seite.

Eine flackernde Laterne unter der Decke gab zwar Licht, produzierte jedoch auch Schatten, so daß es ein unheimliches Wechselspiel zwischen Hell und Dunkel gab.

Gespenstisch flackerte es über die Särge. Im Bauch des Schiffes schienen selbst die Schatten zu leben und von unheimlichen Reichen und Welten zu flüstern.

Vampiro-del-mar war ebenfalls da. Er allerdings hielt sich auf Deck auf.

Der Supervampir war mißtrauisch. Er glaubte nicht daran, daß sie sich in Sicherheit befanden. Irgend etwas konnte immer geschehen, und dann hieß es achtgeben.

Die Stadt London war ihm nicht geheuer. Hier lebten die großen Feinde, der Geisterjäger John Sinclair und seine Freunde. Vampiro-del-mar hatte es lieber gesehen, wenn sie sich woanders aufgehalten hätten, aber leider hatte man ihm nicht die Befehlsgewalt übertragen.

Im Dunkeln hockte er an Deck und wartete. Ein stummer, grausamer Wächter.

Die anderen waren eingetroffen. Mit Dr. Easton an der Spitze kamen sie.

Und er hatte nur einen Blick auf ihre Gesichter zu werfen brauchen, um zu erkennen, daß der Plan aufgegangen war. Die Vampirpillen hatten einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Sie hatten die beiden Paare zu blutsaugenden Monstren gemacht.

Aber da war noch jemand mitgekommen. Ein blondhaariges Wesen, ein Mensch und kein Vampir. Das wollte Vampiro-del-mar!

Er hatte genau beobachtet, wo die Kleine hingeschafft worden war. Sie befand sich nicht zusammen mit den anderen in einem Gefängnis, man hatte sie extra eingesperrt.

Vampiro-del-mar wollte sie haben. Er brauchte das Blut, denn lange genug hatte er schmachten müssen. Ihm war es egal, wie Lady X darüber dachte, denn sie wollte das Opfer haben. Ein Geschenk für die Scott, wie der Arzt versicherte.

Das Geschenk sollte sie nicht bekommen.

Er hockte an Deck und schaute zum Ufer hin. Es lief dort flach weiter und stieg später an. Wenn die Themse Hochwasser führte, konnten die Wiesen die Flut auffangen. Oberhalb der ansteigenden Uferböschung führte eine schmale Straße vorbei. Erst dahinter lag der Cheyne Walk, über den auch nachts der Verkehr rollte, was an den heranund weghuschenden Lichtschleiern zu erkennen war.

Die Wagen waren von den Besuchern bis dicht an den Steg gefahren worden. Selbst im Dunkeln konnte Vampiro-del-mar die Spuren erkennen, die von den Reifen im weichen Boden hinterlassen worden waren.

Auf den Uferwiesen rührte sich nichts. Ein Verfolger war nicht zu sehen.

Es blieb dunkel.

Vampiro-del-mar ging davon aus, daß er es wagen konnte, das Schiff ohne Wache zurückzulassen. Niemand würde sich für den alten Kahn interessieren, über dessen Aufbauten der Wind pfiff. Wo früher die Passagiere an Tischen und auf Bänken gesessen hatten, war alles verrottet. Das Holz war im Lauf der Zeit faulig geworden. Schimmel wuchs auf Bänken und Tischen. Die großen Scheiben waren längst zerbrochen. Niemand hatte es für nötig befunden, die Splitter wegzufegen.

Vampiro-del-mar erhob sich.

Eine große, schreckliche Gestalt. Themse abwärts fuhr ein Boot der Polizei. Es hatte Positionsleuchten gesetzt. Für einen Moment schwenkte sogar der breite Strahl eines Scheinwerfers über das Wasser, so daß die Wellen blitzende Hauben bekamen.

Vampiro-del-mar schaute dem Boot nach. Sein schreckliches Gesicht verzerrte sich noch mehr. Er dachte an die Menschen auf dem Boot. Sie waren potentielle Opfer. Er wußte allerdings auch, daß es gefährlich werden konnte, wenn er sie angriff, denn großes Aufsehen

wollte und mußte er vermeiden.

In den Bauch des alten Schiffes führte ein Niedergang. Es war schon gespenstisch, wie sich Vampiro-del-mar darauf zu bewegte. Man vernahm keinen Laut. Der riesenhafte Vampir schien über den Planken zu schweben.

Er schritt in Richtung Brücke. Das einst weiß angestrichene Metall hatte längst Rost angesetzt. Wenn der Supervampir mit seiner Klaue darüber fuhr, rieselte er zu Boden. Unterhalb der Brücke befand sich der Niedergang. Er führte in den Bauch des Schiffes.

Der unheimliche Blutsauger stieg die Stufen hinab. Dabei mußte er sich ducken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Der Bauch des Schiffes war in mehrere Lagerräume unterteilt. In dem größten standen die zwanzig Särge.

Aber dahin wollte er nicht. Er vernahm auch die Stimmen der anderen.

Deutlich hörte er das Organ dem Scott heraus. Sie sprach von den Vampirpillen und daß sie erst am Beginn eines langen Weges standen.

Vampiro-del-mar war von den Pillen nicht so überzeugt. Er war ein uraltes Monstrum und sehnte sich danach, seine alten Diener zurückzubekommen. Erst wenn er sie hatte, fühlte er sich wohl. Aber sie waren so schnell nicht zu bekommen, irgendwo in der Erde, vergraben unter Ruinen und Bergen von Geröll schliefen sie und warteten darauf, erweckt zu werden, so wie man ihn erweckt hatte.

Da er jedoch nicht genau wußte, wo er den Hebel ansetzen sollte und von Solo Morasso ebenfalls keine Unterstützung bekam, weil er andere Sorgen hatte, mußte sich Vampiro-del-mar mit dem zufriedengeben, was man ihm anbot.

Das waren nun mal die modernen Blutsauger.

Als Vampiro-del-mar den Gang erreicht hatte, der den Bauch des Schiffes teilte, blieb er stehen. Vor ihm, am Ende des Ganges, befand sich eine schmale Tür. Dahinter lag die Kammer, in die man das blonde Mädchen gesteckt hatte.

Lady X wollte sich später mit ihm beschäftigen, dann jedoch war es zu spät.

Geduckt ging der Supervampir weiter, bis er die Tür erreicht hatte. Er konnte sie aufdrücken, wenn erden schweren Holzriegel zur Seite geschoben hatte.

Auch unter der Decke im Gang brannte eine Laterne. Ihre Zickzackschatten geisterten gespenstisch über die Wände, denn die Lampe bewegte sich im Rhythmus des wiegenden Schiffes. Mit einem heftigen Ruck zog Vampiro-del-mar die Tür auf.

Mabel Jenkins hatte auf dem Boden gelegen. Sie war völlig verzweifelt.

Ein paarmal schon hatte sie versucht, die schwere Tür zu öffnen.

Ohne Erfolg. Zudem hörte sie die Stimmen der anderen, mal nah, mal weiter entfernt, und sie wurde immer daran erinnert, in welch einer verzweifelten Lage sie sich befand. Die anderen würden eine Flucht nicht zulassen.

In ihrem Verlies war es stockfinster. Nur durch die Ritzen in der Tür fiel manchmal Licht vom Gang herein. Zudem hörte sie das Klatschen der Wellen, die außen gegen die Bordwand anliefen.

Worüber die anderen sich unterhielten, konnte sie nicht verstehen, sicherlich ging es um sie und ihren schrecklichen Tod. Mabel sah den Biß eines Vampirs als Tod an, und ihre Angst steigerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Plötzlich hörte sie, wie der Riegel außen zurückgeschoben wurde.

Jemand kam! Mabel richtete sich auf. In steifer Haltung saß sie da und starrte auf die Tür.

Sie quietschte jämmerlich, als sie nach innen gedrückt wurde. Licht fiel vom Gang her in das kleine Gefängnis, und Mabel sah plötzlich eine gräßliche Gestalt in der Tür.

Riesengroß wuchs sie vor ihr hoch, das Gesicht lag im Schatten, doch der Unheimliche machte einen so drohenden Eindruck, daß sie einen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Grell drang er aus ihrer Kehle!

Das hatte Vampiro-del-mar nicht gern, denn die Gefangene sollte auf keinen Fall die anderen alarmieren. Diese Beute wollte sich der Supervampir nicht nehmen lassen.

Mit einem Schritt war er bei ihr, ritt sie hoch und preßte ihr seine Klaue auf den Mund.

Der Schrei erstickte.

Aus einer Handbreit Entfernung schauten sich das Mädchen und der Supervampir an. So eine Gestalt hatte Mabel nicht einmal in dem schlimmsten Horror-Film gesehen.

Das Gesicht war ein Zerrbild des Schreckens. Eine aufgerissene Haut, aus der Geschwüre wuchsen. Grausam blickten die Augen, eines davon schimmerte ein wenig trübe, als wäre es nicht mehr völlig intakt und wirkte so, als würde es jeden Augenblick aus der Höhle rutschen.

Und dann die Zähne.

Wie zwei mörderische Stifte ragten sie aus dem Oberkiefer. Sie waren leicht gebogen wie die eines Säbelzahntigers aus der Urwelt. Mit den Zähnen der anderen Vampire war dieses Paar nicht zu vergleichen, und doch wußte Mabel Jenkins, daß vor ihr ein Monstrum stand. Sie spürte es einfach, und sie merkte mit jeder Faser ihres Körpers, der wie ein Seismograph reagierte, die Anstürme der Wellen des Bösen. Die unheimliche Gestalt vor ihr verbreitete eine Aura, die man kaum in Worte fassen konnte.

Gefesselt war Mabel nicht. Die Tür hatte der andere offengelassen.

Allerdings würde es Mabel kaum gelingen, zu fliehen. Sie kam an dieser Gestalt nicht vorbei.

Zurück konnte die Sprechstundenhilfe nicht mehr. Mit dem Rücken hatte sie sich bereits gegen die feuchte Wand gepreßt, und der Vampir brauchte sich nur zu bücken, um sie hochzuhieven.

Das tat er.

Er streckte seinen Arm aus. Fetzen alter Kleidung umbaumelten ihn. Der Geruch von Moder und süßlichem Blut umschwebte ihn. Die Hand war eine fürchterliche Klaue, mit langen Fingern und spitzen Nägeln, die an kleine Messer erinnerten.

Vampiro-del-mar packte zu.

Mabel wollte schreien, als sie die riesige Totenklaue an ihrer Kehle spürte. Die Finger wanderten um ihren Hals und drückten ihn zusammen.

Mabel bekam keine Luft mehr. Spielerisch leicht sah es aus, als Vampiro-del-mar sie in die Höhe hievte. Er löste seine rechte Hand von ihrer Kehle, aber nur, um mit der linken zuzugreifen. Bevor Mabel in die Knie sacken oder fallen konnte, hatte er ihr Haar gepackt und zog die junge Frau nach hinten. Mit dem Rücken preßte er sie gegen die Innenwand.

»Dein Hals!« keuchte er. »Dein Hals. Ich werde meine Zähne hineinhacken und dein Blut trinken.« Er lachte rauh und irgendwie girrend.

Mabel konnte nichts tun. Sie war auch zu geschockt, um sich zu wehren.

Das Unterbewußtsein sagte ihr, daß es keinen Zweck hatte, auf diese Gestalt einzuschlagen. Sie würde damit doch nichts erreichen. Mit ihren kleinen Fäusten konnte sie den anderen nicht besiegen.

Der Unhold vor ihr atmete nicht. Er produzierte nur drohende Laute und öffnete seinen Rachen noch weiter.

Mabel hatte das Gefühl, in einen regelrechten Schlund zu schauen. In den Eingang der Hölle, in einen Teufelsrachen.

Sie schüttelte sich…

»Blut…Blut«, drang es aus dem Rachen. »Ich will dein Blut. Ich brauche es…«

Mabel verging fast vor Angst. Das Gesicht vor ihr verschwamm. Es rotierte und wurde zu einem Kreisel, der sich immer schneller drehte und der in seinen Ausläufern auch ihren Körper erfaßte, bis zu den Knien gelangte und sie weich und zittrig werden ließ.

Die Welt um sie herum verschwamm, und sie wartete auf den für sie tödlichen Biß.

Mabel Jenkins sah die Gestalt nicht, die plötzlich im Türrechteck erschien. Ein dunkles Wesen, schlank und biegsam, dessen Augen einen leicht grünlichen Farbton bekommen hatten, weil die Wut

hochgestiegen war.

Sie hatte beide Arme angewinkelt und hielt in ihren Fäusten einen länglichen Gegenstand.

Eine Maschinenpistole. Und sie war das Markenzeichen für Pamela Scott, alias Lady X!

Sie hatte sich bereits gewundert, wo Vampiro-del-mar geblieben war.

Jetzt schaute sie nach, und ihr Verdacht bestätigte sich. Er wollte die Frau, deren Blut für sie gedacht war.

Dagegen hatte Lady X etwas.

Bevor Vampiro-del-mar mitbekam, was sich hinter seinem Rücken anbahnte, griff sie ein.

Auch als Vampir hatte Lady X nichts von ihrer ehemaligen Schnelligkeit verloren. Sie wuchtete sich förmlich in das Verlies hinein und schwang die schwere Waffe über ihrem Kopf.

Dann hämmerte sie zu.

Es war ein Rundschlag, seitlich geführt, und er traf auch dort, wo er treffen sollte.

Bevor Vampiro-del-mar zubeißen konnte, bekam er einen mörderischen Hieb gegen die linke Wange. Sein Kopf flog zur anderen Seite, die Zähne waren nicht mehr in der Lage, sich im Hals der jungen Frau festzubeißen, und bevor der Supervampir überhaupt wußte, wie ihm geschah, bekam er den zweiten Schlag.

Dieser Treffer war ebenso hart, und er schleuderte den unheimlichen Blutsauger gegen die Wand, die unter diesem Aufprall erzitterte.

»Du Parasit!« brüllte Lady X. »Du verdammter Parasit! Sie gehört mir, hast du verstanden? Nur mir. Ich will ihr Blut, und ich werde es auch bekommen!«

Ein Mensch wäre bewußtlos, wenn nicht tot gewesen. Der Supervampir jedoch hatte den Hieb überstanden, ohne Schaden zu nehmen. Er schüttelte nur seinen häßlichen Schädel und schaute seine Artgenossin aus funkelnden Augen an.

»Ich brauche Blut!« flüsterte er. »Ja, ich auch!«

»Aber ich habe ältere Rechte!«

Da lachte Lady X. »Erzähle mir nichts. Unsere Rechte sind gleich. Und ich war als erste da!«

»Treib es nicht zu weit«, flüsterte der Uralt-Vampir. »Verdammt, treib es nicht zu weit. Ich werde dich zerreißen. Ich…«

»Gar nichts wirst du.« Lady X trat einen Schritt vor und senkte den Waffenlauf. »Irgendwann setze ich meinen Plan in die Tat um und lade diese Maschinenpistole mit geweihten Silberkugeln.« Sie kicherte irr..

»Das ist der Gag. Ein Vampir, der selbst eine Waffe mit geweihten Silberkugeln besitzt. Dann möchte ich dich sehen, Vampiro-del-mar. Ich bin dir ebenbürtig, ich kenne mich in der Welt aus, während du

nur ein blutgieriges Monstrum bist.«

Innerhalb von Sekunden war zwischen den beiden die Feindschaft aufgeflammt. Freunde waren sie wirklich nicht. Ihr Zusammenhalt beruhte auf einer reinen Zweckgemeinschaft, dessen Band das Blut der Menschen war.

Mabel Jenkins jedoch war vergessen. Die Frau konnte es selbst nicht fassen, daß es ihr gelungen war, den Schrecken zu überwinden. Sie hörte die Worte, bekam den Streit mit, und verstand sogar, um was es dabei ging.

In ihrem Hirn wurde ein Gedanke geboren, der ihre Rettung bedeuten konnte.

Flucht!

Noch stand die Tür offen, die Chance war vorhanden.

Während sich die beiden stritten, bewegte sich Mabel zur Seite. Die Frau war verkrampft, die Nervenanspannung hielt sie fest, aber sie schlich in Richtung Ausgang.

Schritt für Schritt legte sie zurück. Lady X wandte ihr den Rücken zu, Vampiro-del-mar sah sie auch nicht. Mabels ausgestreckte rechte Hand, die an der Wand entlangfuhr, tastete plötzlich ins Leere. Sie hatte den Ausgang erreicht.

Blitzschnell drehte sie sich und verschwand aus dem Verlies. Die Flucht schien zu klappen..

***

Die Särge waren geschlossen, aber nicht leer. In fünf Totenkisten befand sich der makabre Inhalt.

Zwei Frauen und drei Männer. Vampire.

Sie hatten von Lady X den Befehl bekommen, ihre Ruhestätten aufzusuchen, was sie nur allzugern taten, denn Särge hatten für sie plötzlich eine andere Bedeutung gewonnen. Sie waren zu ihrer Heimat geworden, hier fühlten sie sich wohl, hier konnten sie sich verstecken, denn die meisten Menschen trauten sich nicht, einen Sarg zu öffnen, weil eine natürliche Angst sie davor abhielt.

Deshalb waren Särge für die Blutsauger so wertvoll.

Davon allerdings wußte Mabel Jenkins nichts. Sie ahnte nicht, daß die anderen bereits in den Totenkisten lagen, sie wollte nur weg. Kaum hatte sie das Verlies verlassen, als sie vor sich den Gang sah, an dessen Decke eine Laterne hing, die im Rhythmus der anlaufenden Wellen hinund herschwang.

Das Licht leuchtete den Gang nicht bis zum Ende aus, so daß Mabel nicht genau erkennen konnte, wohin er führte. Sie hoffte allerdings, in die Freiheit.

Der Boden war nichtglatt. Über dem Holz und an den Seiten lagen Metallstreifen, mit dem es verstärkt worden war. Einige Streifen

hatten dem Gegendruck nicht standgehalten, waren abgerissen und standen mit ihren Kanten in die Höhe, wobei sie Stolperfallen bildeten, über die Mabel Jenkins in ihrer Angst auch prompt fiel.

Sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken, streckte die Arme aus und stützte sich an der Wand ab.

Den Schrei hatte auch Lady X gehört. Bisher hatte sie sich mit Vampiro-del-mar gestritten und nicht darauf geachtet, was die Gefangene tat.

Dann jedoch erwachte sie zu einer fieberhaften Aktivität. Mit einer gedankenschnellen Umdrehung kreiselte sie herum. Die langen Haare flogen, ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut, ein Sprung brachte sie an die schmale Tür, und im gleichen Augenblick noch leuchtete es neben ihrer Hüfte rotgelb auf.

Lady X hatte geschossen.

Sie jagte die Garbe der flüchtenden Frau nicht in den Rücken, sondern zielte dicht an ihr vorbei, wo die tödlichen Projektile die Bordwand auffetzten, das Holz zerhackten und lange Splittern hervorrissen.

»Bleib stehen!« schrie sie, als noch das Echo der Schußsalve in der Luft schwang.

Mabel dachte nicht daran. Sie rannte auch nicht weiter, denn sie wollte der anderen nicht ungeschützt ihren Rücken darbieten. In ihrer Panik warf sie sich nach rechts und sah dort an der Seite eine Tür, deren Klinke sie mit dem Ellenbogen hinunterdrückte und die Tür dann aufstieß.

Lady X hätte längst ein zweitesmal schießen können. Sie tat es nicht, denn besser hätte es nicht werden können.

Die Blonde war genau in die Falle gelaufen!

Das merkte Mabel Jenkins, als es zu spät war und sie nicht mehr zurückkonnte. Der Raum, den sie sich bei ihrer Flucht ausgesucht hatte, war nicht dunkel. Auch unter dieser Decke schaukelte eine Lichtquelle, und Mabel sah mit Schrecken, wo sie gelandet war.

In einem Sarglager!

Rechts und links standen die Letzten Ruhestätten. Alle Arten waren vertreten. Sie sah dunkle, pechschwarze Särge, deren Holz glänzte wie mit Lack eingerieben, es gab auch helle Totenkisten, die bräunlich schimmerten.

Mabel merkte erst nach drei Schritten, daß sie in eine Falle gelaufen war. Vom Regen in die Traufe kommen, nennt man so etwas.

Sie blieb stehen. Fast wäre sie noch ausgerutscht, denn auf den Planken lag ein feuchter Film, und auch an den Innenwänden glänzte die Nässe.

Hinter sich hörte sie das hämische Lachen der Verfolgerin. Sie traute sich kaum, sich umzudrehen, dafür sorgte schon Lady X. Die schob

sich näher, lehnte ihre Maschinenpistole an einen Sarg und streckte den Arm aus.

Ihre linke Hand legte sich auf Mabels Schulter. »Komm schon, kleine Frau!« flüsterte sie. »Ich nehme dich nur zu gern in unseren Reigen auf!«

Mabel erschauderte. Die Atmosphäre im Bauch des Schiffes war drohend und unheimlich. Särge, wohin sie schaute. Makaber aussehend und für Vampire wie geschaffen.

Mabel ahnte, wo auch sie bald liegen würde, wenn sie nicht etwas tat.

Sie wollte nicht in diese verfluchte Totenkiste, sie wollte leben, am Leben bleiben, und als sie den ersten Schock der Berührung überwunden hatte, kreiselte sie herum.

Damit hatte Lady X nicht gerechnet. Sie bekam Mabels angewinkelten Ellbogen in das Gesicht, und die Spitze traf sie oberhalb des Kinns. Der Treffer schmerzte zwar nicht, er war jedoch unangenehm, denn er beeinträchtigte sie in ihren Reaktionen.

Sie fuhr zurück.

Mabel drehte durch. »Ich bring dich um!« kreischte sie. »Ich will dich töten. Laß mich vorbei! Ich will nicht…!« Sie wollte Lady X einfach überrennen und zwischen die Totenkisten stoßen, wo sie liegenbleiben sollte.

Pamela Scott hatte während ihres normalen menschlichen Daseins eine ausgezeichnete Schulung als Kämpferin bekommen. Sie beherrschte die Nahkampftechnik und wendete sie auch an, denn vergessen hatte sie nichts.

Lady X ließ ihre Gegnerin kommen. Sie duckte sich sogar noch zusammen, und Mabel rechnete schon damit, einen Teilsieg errungen zu haben, als der weibliche Vampir explodierte. Er stieß plötzlich in die Höhe, tauchte wie ein drohender Schatten vor Mabel auf, und zwei Fäuste hämmerten von oben nach unten.

Mabel wurde rechts und links auf der Schulter getroffen. Wie Hammerschläge wirkten diese Treffer, und sie schüttelten die Frau durch. Mabel verlor zwangsläufig die Übersicht, denn sie war keine geübte Kämpferin. Bevor sie sich zu einer Gegenwehr entschließen konnte, wurde sie von Lady X gepackt und in die Höhe gestemmt. Sie wunderte sich noch, woher die Untote die Kraft nahm, sie wie ein Leichtgewicht hochzubringen, als Lady X sie schon losließ.

Mabel Jenkins krachte zwischen die Särge. Dumpf schlug sie mit Kopf und Armen auf das Holz, rutschte weiter und krachte mit dem Rücken gegen die Bordwand.

Normalerweise wäre sie liegengeblieben, um sich zu erholen, doch hier ging es um ihr Leben. Wenn sie aufgab, hatte die dunkelhaarige Blutsaugerin gewonnen. Und solange noch ein Funken Leben in ihr

steckte, wollte sie auch kämpfen.

Mabel hob den linken Arm, ihre Hand faßte die obere Flüche des Sargdeckels, und auf ihm stemmte sich die Frau in die Höhe. Einige Stellen an ihrem Körper schmerzten, auch wenn sie sich nicht bewegte, doch Mabel biß die Zähne zusammen. Sie mußte das durchstehen, sie durfte einfach nicht aufgeben, obwohl sie sich selbst wunderte, daß sie die Kraft noch besaß.

Über einen Sarg kletterte sie hinweg und stürzte Lady X entgegen. Die empfing ihre Gegnerin mit einem Konterschlag. Ihr machte es Spaß, einen Menschen erst kommen zu lassen und dann richtig zuzuschlagen.

Mabel wehrte ab. Der Hieb traf nur ihre hochgerissenen Arme, allerdings drückte ihr der zweite die Luft aus den Lungen. In der Körpermitte hatte es sie erwischt.

Mabel stöhnte. Dabei klappte sie zusammen und preßte beide Hände gegen die getroffene Stelle. Sie hörte das Lachen der Scott, dann wurde sie hochgerissen und quer über die Särge geschleudert. »Du verdammtes Biest!« fluchte Lady X in das Poltern hinein, das entstand, als Mabel Jenkins mit wirbelnden Armen und Beinen gegen die Totenkisten dröhnte.

Der Kampf war natürlich nicht unbemerkt geblieben. Auch die anderen Vampire, die in den Särgen lagen, fühlten sich in ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sie wollten sehen, was außerhalb ihrer makabren Ruhestätten geschah und drückten von innen gegen die Sargdeckel, die nicht verschlossen waren.

Mabel schrie gellend!

Bisher hatte sie den Anblick noch einigermaßen verkraften können, doch als jetzt die Deckel in die Höhe schwangen, bleiche Gesichter in den Spalten erschienen und Klauenhände sich um den Rand der Unterteile klammerten, war es mit ihrer Beherrschung vorbei.

Die Vampire kamen.

Auch Mabel, die halb auf einem Sarg lag, wurde hinuntergestoßen. Sie rutschte von der Totenkiste und blieb neben einer anderer liegen. Mrs. Forman, die Frau mit den rötlichen Haaren, erschien.

Ihr Gesicht sah schaurig aus, wie eine schreckliche Clownsmaske, in der die Schminke verlaufen ist, aber da waren noch die beiden spitzen Zähne, die nicht zu einer Larve des Frohsinns gehörten.

Sie gierten nach Blut.

Bevor Lady X die blonde Mabel erreicht hatte, griff die andere Frau schon zu.

Ihre Krallen verfingen sich in Mabels Kleidung. In den Fingern steckte eine unheimliche Kraft, der auch Mabel nichts mehr entgegenzusetzen hatte, einfach weil sie zu geschwächt war.

»Ich will dich!« kreischte die Forman. »Ich will dich!«

»Laß sie los!«
Von der Tür her peitschte die Männerstimme. Wie ein rächender Geist war dort jemand aufgetaucht.
Ein Mann ein Chinese.
Suko war gekommen!

***

In der rechten Hand hielt er die Beretta, in der linken die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Die Schreie hatten ihn alarmiert. Suko hatte das Schiff erst nicht betreten wollen, weil John Sinclair nicht da war, dann jedoch merkte er, daß sich jemand in Lebensgefahr befand, und da hatte er nicht mehr warten können.
Die Vampire gehorchten tatsächlich. Sie blieben in ihren offenen Särgen stehen oder hocken und starrten auf den Mann mit der Pistole und der seltsamen Peitsche.
Lady X stand breitbeinig auf zwei Särgen und hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt. Sie schien zu einer Statue geworden zu sein, doch in ihrem Innern tobte der Haß. Nein, sie war nicht ausgeschaltet. Allerdings hatte sie auch Furcht vor den Silberkugeln.
Wenn der Chinese schoß, war sie geliefert.
Zum Glück wies die Mündung nicht auf sie, sondern auf Mrs. Forman, die Mabel Jenkins festhielt.
Die Frau mit ihrer zerlaufenen Schminke im Gesicht hielt Mabel wie eine Puppe. Die blondhaarige Sprechstundenhilfe wagte nicht, sich zu rühren.
Sie schien zu einem Eisblock geworden zu sein, aber die andere dachte auch nicht daran, ihre Beute loszulassen.
Suko wiederholte seine Aufforderung.
»Nein!« schrie die Bestie. Sie fühlte sich so sicher, daß sie zubeißen wollte.
Mabel reagierte nicht, dafür Suko.
Er feuerte.
Der etwas hell klingende, peitschende Klang wurde zur Todesmelodie für den weiblichen Vampir. Zudem stand sie ziemlich günstig, auch in Nähe der Lampe, und das geweihte Silbergeschoß trieb sie zurück, als es ihre Brust traf.
Sie ließ Mabel los und jaulte auf.
Die anderen Vampire hatten gesehen, was mit ihrer Artgenossin geschehen war. Im Gegensatz zu Lady X, die ihre Chancen genau einzuschätzen wußte und sich im Moment zurückhielt, wollten sie es wissen. Allen voran die zweite Frau, die Mrs. Forman als ihre Freundin angesehen hatte.
Sie nahm Rache.
Suko ließ sie zwei Schritte weit kommen, dann schoß er gezielt.

Wieder ein Treffer.

Das Geschoß drang genau in die linke Brustseite, wo bei einem Menschen das Herz schlägt.

Die untote Frau riß die Arme hoch und stieß einen klagenden Laut aus.

Dann fiel sie zur Seite und brach über einem Sarg zusammen.

»Und jetzt zu dir!« sagte Suko, wobei er sich drehte und die Mündung seiner Waffe auf Lady X zeigte. »Lange genug hast du Ärger bereitet. Jetzt ist es aus.«

»Willst du mich töten?«

»Ja.«

Da passierte es. Suko hatte unbewußt einen Fehler gemacht. Er hätte den Kahn erst noch durchsuchen sollen. So hatte er Vampiro-del-mar nicht gesehen. Der Supervampir jedoch hatte Suko gehört und auch die Schüsse vernommen.

Er schlich sich an. Es war schon ein Phänomen, daß er sich bewegen konnte, ohne einen Laut zu verursachen, und dies auf den knarrenden Schiffsplanken.

Suko sah und hörte ihn nicht.

Er bekam nur die Wirkung zu spüren.

Als Waffen besaß Vampiro-del-mar seine langen Zähne und seine Arme.

Die Zähne konnte er nicht einsetzen, es hätte zuviel Zeit gekostet, und Suko wäre doch zum Schuß gekommen.

Bei den Fäusten nicht.

Mit beiden schlug er zu, nachdem er sie ineinander gelegt hatte.

Suko bekam den Hieb in den Nacken. Er hatte nicht einmal den Luftzug bemerkt, als die Fäuste nach unten flogen, nur der reißende Schmerz raste in seinen Schädel und brachte dort alles zur Explosion. Suko sah Sterne wie selten, seine Arme sanken nach unten. Er dachte nicht mehr an seine Dämonenpeitsche und vergaß auch die Beretta, die Welt ging einfach unter.

Lady X richtete sich auf. Bei allen schwarzen Vampirseelen, da hatten sie noch einmal Glück gehabt. Dieser Chinese hätte geschossen und mit den geweihten Silberkugeln aufgeräumt. Jetzt lag er vor ihnen, zu ihren Füßen.

Die Scott bückte sich. Für Mabel hatte sie keinen Blick mehr. Statt dessen winkte sie Dr. Easton zu. »Komm! Wir müssen ihn in einen Sarg schaffen.«

»Aber warum? Er soll doch auch…«

»Nein!« kreischte Lady X. »Nicht sofort. Glaubst du denn, er wäre allein gekommen. Wir suchen jetzt das Schiff ab. Irgendwo wird auch sein Busenfreund Sinclair stecken.«

Easton lachte. »Der ist doch längst…«

»Sinclair ist nicht längst«, erwiderte Lady X. »Er hat es geschafft, glaub mir.« Da hob Easton die Schultern.

Sie hievten Suko in einen Sarg, drückten ihn hinein und legten den Deckel darauf.

»Kommt mit«, sagte Lady X zu den anderen. »Wir durchsuchen das verdammte Schiff.« Dabei schaute sie Vampiro-del-mar fragend an. Der schüttelte nur den Kopf.

»Warum du nicht?« flüsterte die Scott.

»Weil ich hier unten bleibe und auf unsere beiden Freunde achtgebe.«

Die schwarzhaarige Vampirin nahm ihre Maschinenpistole auf und verzog das Gesicht. »Du willst nur an das Blut der beiden.«

»Vielleicht…«

Da machte Lady X kehrt und ging mit den anderen. Sie konnte nichts sagen, denn Vampiro-del-mar hatte ihr schließlich das Leben gerettet.

Sie hoffte nur, daß der Chinese nicht allein gekommen war und Sinclair ebenfalls in die Falle lief…

***

Mir war es tatsächlich unter großen Mühen gelungen, das abgewrackte Boot zu finden. Allerdings war ich nicht mit meinem Bentley bis dicht an das Wasser herangefahren, sondern hatte mich seitlich dem Schiff genähert, und der Wagen stand so, daß er vom Boot aus nicht gesehen werden konnte.

Sir James wußte Bescheid und auch die Verantwortlichen der Flußpolizei. Auf mein Signal hin würden sie angreifen. In letzter Zeit hatten wir oft mit den Kollegen der River Police zusammengearbeitet, und es war immer sehr fruchtbar gewesen. Ich hoffte, daß es heute auch so sein würde.

Wie ein Indianer auf Kriegspfad hatte ich mich angepirscht. Allerdings nicht auf zwei Beinen, sondern im Schlauchboot. Es war mit einer dunklen Tarnfarbe gestrichen und hob sich vom Wasser kaum ab. Man mußte schon sehr genau schauen, um es zu sehen.

Ungesehen, so hoffte ich, war ich bis an die Bordwand gekommen. Dort stieß der Wulst des Bootes an. Das Geräusch war nicht zu hören, und ich richtete mich vorsichtig auf, was gar nicht so einfach war, denn das Boot schwankte im Rhythmus der anlaufenden Wellen. Fast wäre ich gefallen und in den kalten Fluten der Themse gelandet. Ich machte meine Arme lang und bekam die Bordwand zu fassen. Ein paar Zoll weiter befand sich eine senkrecht verlaufende Stützstange der Reling.

Sie umklammerte ich und bekam so Halt. Jetzt drückte ich mir selbst die Daumen, damit ich ungesehen an Bord kam.

Vorsichtig hangelte ich mich hoch. Obwohl das Schiff in völliger

Ruhe lag, war ich sicher, daß meine Gegner es besetzt hielten. Bestimmt hatten sie auch Wachen aufgestellt, die es erst einmal zu überrumpeln galt.

Ich kletterte an Bord. Dort blieb ich flach auf den Planken liegen. Viel Platz befand sich nicht zwischen den hohen Aufbauten und der Reling.

Nur ein schmaler Gang.

Trotz der Dunkelheit konnte ich sehen, daß dieser ehemalige Ausflugsdampfer ziemlich verrottet war. Es gab keine heile Scheibe mehr, der Lack war von den Aufbauten verschwunden, und die dicken Röststellen konnte ich einfach nicht übersehen.

Wo lauerten sie?

Wenn es eben ging, wollte ich nicht schießen. Ein Schuß hätte andere nur aufgeschreckt. Ich zog eine Pistole, die ich lange nicht mehr eingesetzt hatte.

Es war die Druckluftwaffe, die Eichenbolzen verschießt. Eine lautlose Art zu töten, genau richtig bei diesem Einsatz.

Behutsam bewegte ich mich auf den Bug des Kahns zu. Dabei hielt ich mich zwischen. Reling und Aufbauten, schaute auch des öfteren zurück, weil ich nicht wollte, daß die Gegner plötzlich in meinem ungeschützten Rücken erschienen.

Die etwas ungewohnte Druckluftwaffe lag gut in meiner Hand. Ich hoffte auch, daß ich damit treffen konnte.

Das Klatschen des Wassers und das Knarren der Aufbauten waren meine Begleitmusik, als ich mich über das Deck des Schiffes bewegte und eine seitliche Tür erreichte, die in das Restaurant führte.

Sie stand offen.

Der Wind, er fuhr über das Deck, spielte mit ihr. Sie schwang hin und her und quietschte in den verrosteten Angeln.

Die Tür versperrte mir den weiteren Weg. Ich mußte sie zudrücken, um voranzukommen.

Als ich sie berühren wollte, griff der erste Gegner an. Er hatte hinter der offenen Tür gelauert und mußte mich schon eine Zeit beobachtet haben, denn die Wucht, mit der er die Tür zustieß, überraschte mich völlig.

Zum zweitenmal innerhalb weniger Stunden bekam ich zu spüren, was es heißt, von einer Tür getroffen zu werden. Zwar konnte ich noch den Kopf zur Seite drehen und mich selbst auch, an der Schulter allerdings bekam ich den Stoß, der mich nach links katapultierte und damit in das auf Deck liegende Schiffsrestaurant hinein.

Ich stolperte, hörte hinter mir einen triumphierenden Schrei und fiel über eine querstehende Bank, die ebenso wie die Tische fest im Boden verankert war.

Der Aufprall verlängerte sich, schwang mich über die Tischplatte und

kam auf der anderen Seite wieder mit den Füßen zuerst auf.

Da sah ich schon meinen Gegner.

Er stürzte förmlich auf mich zu und machte dabei den Fehler seines Lebens. Ich kannte den Vampir, denn ich hatte ihn unter den Gästen des Dr. Easton gesehen. Er trug noch die gleiche Kleidung, nur sah sein Smoking ein wenig verschmutzt aus, denn er schien einiges hinter sich zu haben.

Ich wurde eiskalt. Den rechten Arm hob ich an und legte die Hand auf die Tischplatte. Der Vampir wollte es sich leicht machen und hechtete über den Tisch.

Da schoß ich.

Es gab wirklich kaum ein Geräusch, nur ein leises pffft, als der Eichenbolzen die Mündung verließ.

Ich hatte gut gezielt.

Der Vampir besaß plötzlich ein drittes Auge, genau zwischen den beiden ersten.

Er schrie gellend, schlug um sich und knallte auf die Tischplatte, wo er sich ein paarmal wild drehte, aufheulte, die Hände gegen sein Gesicht preßte und durch seine heftigen Bewegungen von der Platte fiel.

Regungslos blieb er auf dem Boden liegen.

So, den ersten hatte ich.

Mein Optimismus allerdings verflog schnell, als ich die keifende Frauenstimme hörte.

»Sinclair, du Hund!«

Das war Lady X! Eine gefährliche Todfeindin. Nicht nur, weil sie eine Blutsaugerin war, nein, sie hatte auch die alten Angewohnheiten aus ihrem menschlichen Leben nicht abgelegt. Noch immer schleppte sie ihre Maschinenpistole mit sich herum.

Und diese Kugelgarben waren tödlich, wenn sie trafen.

»In die Zange, wir nehmen den Hund in die Zange!« brüllte sie. »Los, Easton!«

Ich wußte nicht, wie viele Gegner ich noch hatte, aber es konnte sehr kritisch werden. Wenn alle bewaffnet waren, würden sie durch die zerstörten Scheiben ein Zielschießen auf mich veranstalten. Das wiederum fand ich gar nicht gut, und ich dachte auch daran, daß ich so schnell wie möglich Deckung nehmen mußte.

Ein kurzer Feuerstoß ratterte.

Ich sah noch das Aufblitzen des Mündungsfeuers und kroch hastig unter einen Tisch. Etwa zwei Yards von mir entfernt, hackte die Bleigarbe das Holz auf.

Lady X lachte. Dann schickte sie die anderen vor. »Holt euch den Bastard. Ich gebe euch Rückendeckung. Ich schieße ihn zusammen, darauf könnt ihr euch verlassen. Der wird keine Sekunde Ruhe

bekommen.« Sie machte ihr Versprechen wahr, denn abermals ratterte eine Garbe aus der. Waffenmündung.

Diesmal allerdings stellte es meine Gegnerin raffinierter an. Sie schoß nicht gezielt auf eine Stelle, sondern drehte sich dabei im Kreis.

Wie bösartige Hornissen jaulten die Kugeln durch das Deckrestaurant des ehemaligen Ausflugschiffes. Mir wurde angst und bange. Ich hatte mich flach gemacht, lag unter einem Tisch und hoffte, daß ich weder von einer Kugel noch von einem Querschläger getroffen wurde.

Man sagt oft, daß Kugeln pfeifen. Ich empfand es mehr als tödliches Singen, wenn die Geschosse irgendwo gegen eine Metallstrebe hieben und abprallten.

Noch hatte ich Glück.

Die Garben lagen zu hoch.

Dann aber hackte eine heran. Sie riß den Boden auf, Splitter flogen, einige sogar bis zu meinem Gesicht, und ich schloß die Augen.

Verdammt, ich lag hier und konnte nichts tun.

Feuerpause.

Danach der Befehl. »Los, packt ihn euch. Er hat doch Schiß. Ich gebe euch weiter Feuerschutz.«

Ich hatte mich in der kurzen Schießpause zur Seite gewälzt, war unter dem Tisch hervorgekommen und suchte Lady X.

Sie stand an der Bugseite, denn dort blitzte es auf.

In kniender Haltung hockte ich auf dem Boden und feuerte. Zweimal drückte ich. Zwei tödliche Bolzen suchten ihren Weg zum Ziel. Ich wußte nicht, ob ich getroffen hatte, auf jeden Fall hörte das Schießen auf, dafür kamen die beiden Vampire. Der eine sprang flach durch ein zerstörtes Fenster. Er hatte mich gesehen und hielt einen länglichen Gegenstand in der Hand, mit dem er zuschlagen wollte.

Ich schoß.

Zu hören war kaum etwas, aber der Bolzen jagte in seine Brust und war nicht mehr zu sehen.

Noch in der Luft brüllte der Untote wie am Spieß. Ich sah sein helles Gesicht als weißen Fleck und den weit aufgerissenen Mund. Dann klatschte er zu Boden.

Schnell glitt ich zur Seite.

Wie viele Gegner noch?

Da sah ich den zweiten. Er stand auf dem Tisch und sprang, als ich hochkommen wollte. Diesmal hatte ich nicht soviel Glück. Mit beiden Füßen traf er meinen Rücken, drückte mich auf die Planken, und ich hörte seine wilde, sich überschlagende Stimme.

»Ich habe ihn. Ich habe ihn!« Er gebärdete sich wie toll und schlug auch sofort zu.

Da ich mich jedoch bewegte, hatte er Pech und ich Glück. Seine Faust verfehlte meinen Kopf und hieb dicht neben meinem Ohr gegen

den Boden.

Als er zum zweitenmal zuhämmern wollte, drückte ich ihm meine Waffe ins Gesicht.

Er zuckte zurück. Halten konnte er sich nicht mehr und krachte auf den Rücken.

Jetzt sah ich ihn zum erstenmal. Es war. Dr. Easton, der mir ans Leben gewollt hatte.

Als ich schießen wollte, bekam er meine Hand zu packen und drehte sie zur Seite, so daß es mir nicht gelang, abzudrücken. Wir wälzten uns über die Planken. Sehr nahe beieinander, so daß ich in sein verzerrtes Gesicht schauen konnte.

»Ich habe ihn. Ich habe ihn!« Seine Schreie waren gräßlich und sollten wohl Lady X mobil machen.

Und sie kam.

Ich hörte sie lachen, etwas polterte, und ich wußte, daß mir vielleicht noch eine Sekunde blieb.

Mit dem Mute der Verzweiflung stemmte ich meinen Gegner weg. Die Knie bohrten sich in seinen Leib, er wurde hochgeschleudert, und bevor er nach hinten kippen konnte, hielt ich ihn an der Kleidung fest.

Dann zog ich mich hoch.

Genau im rechten Augenblick, in der Tür, durch die auch ich gekommen war, erschien Lady X.

Schußbereit hielt sie ihre MPi. Und sie feuerte sofort, rücksichtslos.

Die Garbe hätte mich nie verfehlt, nicht auf diese Entfernung, aber ich besaß noch einen Trumpf.

Das war Dr. Easton.

Als Lady X abdrückte, da schleuderte ich den Vampir vor, genau in die Schußrichtung hinein. Easton fing die Kugeln auf, die mir eigentlich zugedacht waren. Er wurde durchgeschüttelt, ich sah trotz der Dunkelheit Blut auf seinem Körper und hatte mich mit einem gewaltigen Sprung in relative Sicherheit gebracht, wobei ich mich überrollte und unter einem der festgeschraubten Tische liegenblieb.

Die Schüsse waren natürlich gehört worden, und es geschah das, womit ich eigentlich schon lange gerechnet hatte. Etwa von der Flußmitte aus, wo zwei Boote der River Police lagen, wurde es hell. Zwei starke Scheinwerferstrahlen suchten sich ihren Weg über die Wasserfläche und nahmen sich das alte Ausflugsboot als Ziel.

Auch Glas, ehemalige Restaurant trafen sie. Hier vereinigten sie sich sogar, und plötzlich stand Lady X wie auf dem Präsentierteller. Wenn ich jetzt schoß, konnte ich sie nicht verfehlen.

Zwischen mir und ihr lag noch der Vampir. Obwohl aus zahlreichen Wunden blutend, lebte er noch. Er hatte sich sogar halb aufgerichtet, und ich sah rote Streifen über sein verzerrtes Gesicht laufen. Er wollte nicht aufgeben und war dabei, sich auf die Füße zu stemmen. So sah

die Lage aus, als ich zum Gegenangriff übergehen wollte, um Lady X zu erschießen.

Da halfen ihr meine Kollegen. Ein Scheinwerferstrahl wanderte im gleichen Augenblick, als ich schießen wollte. Durch dieses Herumzucken wurde ich geblendet, mußte die Augen schließen und verriß den Schuß.

Er traf nicht die Scott, sondern Dr. Easton tödlich. Der Zufall hatte es so gewollt, und der Eichenbolzen war ihm in den Hals gefahren.

Lady X verschwand.

Als ich auf die Beine sprang, hörte ich das Röcheln des letzten Blutsaugers. Er kippte um, streckte sich ein letztes Mal und starb endgültig.

Ich sprang auf. Lady X sollte nicht entkommen, das hatte ich mir vorgenommen. Die Druckluftwaffe steckte ich weg, zog die Beretta und verließ das ehemalige Restaurant.

Ich hörte die Schritte der Untoten. Lady X lief um den Aufbau herum.

Hoffentlich sah man mich von den Polizeibooten auch und schoß nicht aus Versehen.

Meine Füße hämmerten auf die Planken. Wenn Lady X Nerven besaß, blieb sie stehen und schoß auf mich.

Nein, sie wollte nur weg.

Und sie sprang auch nicht über Bord oder auf den Steg, sondern verschwand über eine Leiter in den Bauch des Schiffes.

Hatte sie noch einen letzten Trumpf? Suko fiel mir ein. Von meinem Freund und Kollegen hatte ich noch nichts gesehen, wobei fraglich war, ob er sich überhaupt auf dem Kahn befand.

Ich konnte nicht an Bord stehenbleiben, sondern mußte ebenfalls in den Schiffsbauch.

Wesentlich vorsichtiger als Lady X rutschte ich nach unten, wobei ich die gleißende Helligkeit zurückließ.

Dämmer empfing mich, schon in Finsternis übergehend. Ich befand mich in einem langen, schmutzigen Gang. An der Decke baumelte eine Birne.

Sie verbreitete ein trübes Licht, und ich sah auch, daß vom Gang her Türen abzweigten.

Zwei mindestens.

»Pamela Scott!« rief ich. »Komm raus aus deinem Versteck! Ich kriege dich doch!«

Sie kam.

Allerdings nur die Hand. Ein Arm drehte sich aus einer Türöffnung. Ich hörte ihr gellendes Lachen, und plötzlich flog etwas auf mich zu. Es tickte zu Boden, rollte weiter, und erst jetzt sah ich, um was es sich dabei handelte.

Um eine Handgranate!

Lady X hatte wirklich ihren allerletzten Trumpf ausgespielt. Der war tödlich.

Vielleicht hätte ich noch schießen können, aber dann wäre noch mehr Zeit vergangen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich umzudrehen, die Arme als Deckung über meinen Kopf zu stülpen und mich zu Boden zu werfen.

Da explodierte das Höllenei.

Mitten in das höhnische Gelächter der Lady X hinein. Es war wirklich ein Bombenschlag. Ich hörte ein Krachen, ein Bersten, ein gewaltiges Rauschen. Um mich herum war plötzlich die Hölle los. Es pfiff und heulte, die nähere Umgebung wurde zu einem Chaos aus Trümmern und zerberstendem Holz. Balken prasselten auf mich herab, harte Gegenstände, und ich bekam plötzlich eine mörderische Angst, unter den Schiffstrümmern mein Leben zu verlieren.

Irgendwo spürte ich Blut, ein harter Schlag traf meinen Kopf, ich verlor sekundenlang das Bewußtsein, und es war plötzlich still.

Ich aber lag begraben unter den Trümmern und konnte mich nicht rühren. Daß noch einmal Schüsse fielen, registrierte ich kaum…

***

Sie holten mich unter den Trümmern hervor.

Mehr tot als lebendig, klingt zwar übertrieben, aber bei mir traf es in etwa zu. Ich mußte fürchterlich ausgesehen haben. Ich blutete am Kopf, und meine Kleidung war auch nicht mehr zu gebrauchen. Ich hatte blaue Flecken und Prellungen und dabei ein unwahrscheinliches Glück gehabt, daß mich die Splitter der Granate nicht zerrissen hatten.

Der Teil des Schiffes, wo ich mich befunden hatte, war zerrissen worden.

Die Granate hatte ein Leck gerissen. Wasser strömte hinein. Ich wurde an die Teufelsdschunke erinnert, die einmal auf der Themse gefahren war.

Und damit dachte ich auch an Suko. »Wo ist mein Kollege?« fragte ich, als man mich an Deck geführt hatte.

Es lag in gleißender Helligkeit Ein Feuerwehrboot hatte angelegt. Die Besatzung des Bootes hatte mich auch aus den Trümmern geholt.

»Wo ist mein Freund?« keuchte ich. Da deutete einer der Männer nach rechts.

Dort stand ein Sarg.

Meine Augen wurden groß, der Herzschlag stockte, ich lief taumelnd hin und sah, wie sich eine Gestalt aus der offenen Totenkiste aufrichtete.

Suko!

Er grinste. »Hi, Partner, hast dir verdammt lange Zeit gelassen.«

»Suko, Mensch, ich…«

»Die Hunde haben mich in einen Sarg gesteckt, nachdem sie mich bewußtlos schlugen. Vampiro-del-mar wollte sich wohl einen Nachtisch aufheben.«

»Was, der war auch da?«

»Sicher.«

»Und jetzt?«

Suko verzog das Gesicht, befühlte seinen Nacken und kletterte aus der Totenkiste. »Ich weiß nicht. Anscheinend haben es Lady X und er geschafft. Sie sind entkommen. Der Trubel war auch zu groß. Verdammter Mist.« Er verzog das Gesicht.

Ein Arzt trennte uns. Er behandelte zuerst mich und wollte mich in ein Krankenhaus stecken, worauf ich ihn für verrückt erklärte.

Dann holten die Feuerwehrmänner noch jemand aus dem. Bauch des Schiffes. Eine blondhaarige Frau. Sie war völlig erledigt, schluchzte und konnte sich allein nicht auf den Beinen halten.

»Sie wäre fast zu einem Vampir geworden«, sagte Suko.

»Ich kenne sie. Es ist, so glaube ich, Easton's Sprechstundenhilfe gewesen.«

Sir James Powell traf auch ein. Da allerdings hockte ich in meinem Bentley und leitete eine Großfahndung nach Lady X und Vampiro-del-mar ein. Ich wollte nichts unversucht lassen. Wenn sie allerdings den Würfel des Unheils besaßen, war es ihnen ein Leichtes, zu entkommen.

Um es vorweg zu nehmen. Die Fahndung brachte nichts. Die Untoten schafften es wieder einmal, in dem unübersichtlichen Gelände an der Themse das Weite zu suchen.

Dabei war mir die Scott so nahe gewesen. Es ging wirklich mit dem Teufel zu, daß ich sie nicht in die Finger bekam. Aber ich würde sie packen, das stand fest.

Wenn nicht morgen, dann übermorgen. Und mit ihr die verfluchte Brut der übrigen Mordliga.

Eins wußten wir jedoch. Die Vampirpillen waren ungeheuer gefährlich, und ich glaubte nicht daran, daß alle vernichtet waren. Mit ihnen würde Lady X noch sehr viel Unheil anrichten, falls wir ihr nicht das Handwerk legen konnten.

Sir James erkundigte sich bei uns, ob alles okay wäre.

Ich schaute Suko an, er mich. Dann gab ich die Antwort. »Sicher, Sir, alles ist in Ordnung. Wir leben, mehr auch nicht.«

Das Lächeln gefror meinem Chef in den Mundwinkeln. Es war verständlich.

Am liebsten hätte ich alles hingeschmissen. Das war keine Lösung. Also weitermachen. Der nächste Fall, der kam bestimmt.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 014 »Tokatas Todesspur«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 188 »Horrortrip zur Schönheitsfarm«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 013 »Hexenwahn«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 130 »Mr. Mondos Monster«
[5]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 013 »Hexenwahn«